



Tagesübersicht SSV-Presseschau / Revue de presse quotidienne de l'UVS

25. Februar 2017 / 25 février 2017

- 24h_Montreux, smart city - Les téléphones portables enterrent l'idée du tunnel sous la Grand-Rue_2017.02.25
- AZ_Brugg - Stadtrat will neue Lösung für die Stadtplanung_2017.02.25
- Bund_Bern - Auf der Suche nach dem richtigen Leben im falschen Haus_2015.02.25
- Bund_Wende im AHV-Streit_2017.02.25
- EXP_RIE III, Cantons - Des restrictions se profilent_2017.02.25
- LIB_Data centers - Le label suisse a la cote_2017.02.25
- LIB_FR, projet d'agglomération - Une rallonge de 390 000 francs_2017.02.25
- NZZ_Gesucht. Der Anwalt des öffentlichen Raums_2017.02.25
- NZZ_USR III - Schon wieder wird mit Referendum gedroht_2017.02.25
- SGTB_Wil West, Agglomerationsprogramme - Vom Kellerkind zum Musterknaben_2017.02.25
- TZ_Arbon, Parkraum - Nach Schiffbruch richten es Private_2017.02.25
- TZ_Landesausstellung - Der Aargau will die Ostschweiz beerben_2017.02.25

Riviera - Chablais

Les téléphones portables enterrent l'idée du tunnel sous la Grand-Rue

Montreux - Les informations livrées par les smartphones sur les flux de trafic donnent de précieuses indications à la Ville pour améliorer la mobilité. Ou éviter de lancer des projets inutiles

Les automobilistes ne font pas que passer à Montreux. Ils y restent. Le trafic de transit ne représente que 20% de la circulation au centre-ville. A titre comparatif, ce type de trafic s'élève à 60% à Pully, où le plus grand nombre des automobilistes traversent la cité sans s'arrêter. Ces chiffres émanent des données téléphoniques de Swisscom, passées au crible dans le cadre du projet pilote Smart City, auquel participent les deux communes vaudoises. A Montreux, ces géodonnées enterrent donc le projet de tunnel sous la Grand-Rue, dont la variante la plus importante – une galerie souterraine de Bon-Port à Territet jusqu'au Centre de Congrès – aurait coûté 150 millions de francs, au moins. «C'était une fausse bonne idée, concède Christian Neukomm, municipal de l'Urbanisme. Ces chiffres, très utiles, sont aussi implacables, d'autant plus pour un projet aussi onéreux.»

Appliquées à la mobilité, ces données des smartphones permettent d'obtenir des informations en continu sur la répartition des différents types de déplacements – transports publics compris – ainsi que sur les origines et destinations des usagers. «Nous avons déjà conduit de nombreuses analyses, mais elles ont toujours été basées sur des relevés ponctuels portant sur des périodes choisies, explique Enrico Bergonzo, chef du Service des travaux. Elles ne prenaient pas en compte toutes les particularités du trafic, comme les retours de week-end, le report du trafic autoroutier, les manifestations ou autres grands événements influençant les flux de circulation.» Or, ce sont justement ces particularités qui sont significatives à Montreux, cité à fortes variations de trafic.

Entamé il y a un an, le projet Smart City donne déjà des indications précieuses à la Ville. «Elles mettent, par exemple, en évidence que l'hypercentre n'est que ponctuellement engorgé, contrairement à ce que croient beaucoup de Montreusiens», relève Enrico Bergonzo. Dès lors, la Municipalité étudie la création de «portes» à l'entrée de la cité. Il s'agirait de feux de régulation qui retiendraient, lors des pics de circulation, les véhicules à l'extérieur pour fluidifier le trafic dans l'hypercentre. Ils pourraient être mis en place à Bon-Port à l'est de la cité, avant le rond-point de la Saussaz au nord et à la Maladaira à l'ouest. Car les données de Swisscom révèlent aussi et surtout l'attraction du centre-ville, que la Municipalité souhaite dès lors rendre encore plus attractif.

Concernant les grandes manifestations comme le Montreux Jazz Festival ou le Marché de Noël, les données «téléphoniques» permettent non seulement de voir les pics de circulation, mais aussi à partir de quelle heure (et même d'où) les gens se rendent à Montreux. «Il serait ainsi possible de réduire ces pics en adaptant les horaires des concerts ou autres animations en fonction», anticipe Enrico Bergonzo.

Autre constat issu du Smart Data: le transit local, interne à la commune, est important. Il s'agit là de rendre plus fluides les liaisons entre le centre-ville et les villages, en améliorant les dessertes en transports publics et les différents itinéraires routiers.

A Chailly, la Ville a pu s'apercevoir que les places de parking du village sont souvent squattées par des pendulaires (identifiables par leurs parcours quotidiens similaires). En conséquence, la durée de stationnement sera réduite pour privilégier les villageois titulaires de macarons.

Conclusion d'Enrico Bergonzo: «Ces données en continu permettent de prendre des mesures adéquates mais également de les affiner régulièrement en fonction de l'évolution de la circulation.»
Claude Béda

Stadtrat will neue Lösung für die Stadtplanung

Brugg · Der Stadtrat möchte die Stadtplanung in die Verwaltung integrieren und aufstocken. Die heutige Lösung sei umständlich und nicht mehr aufgabengerecht.

Michael Hunziker

Mit einer abgestimmten Entwicklung von Siedlung, Verkehr und Umwelt hat sich die Abteilung Planung und Bau in Brugg zwar regelmässig zu befassen. Bisher aber wurde die Stadtplanung extern geführt. Neu soll sie zur Stadtverwaltung gehören. Gleichzeitig vorgesehen ist, das Pensum von rund 20 auf 60 Prozent zu erhöhen. Das letzte Wort hat der Wohnerrat.

«Viele öffentliche und private Vorhaben lösen raumplanerische Fragestellungen aus, welche anhand der übergeordneten Ziele zu messen, zu bewerten und zu lenken sind», führt der Stadtrat in seiner Botschaft aus. «Die raumplanerischen Aspekte werden mit der zunehmenden Bebauungsdichte und dem zunehmenden Verkehr immer wichtiger und dienen dem Erhalt oder der Steigerung der Lebensqualität in Brugg.» Übergeordnete Betrachtungsweisen und der stete Blick aufs Ganze seien unabdingbar.

Das Pensum genügt nicht mehr

Die heutige Mandatsträgerin für die Stadtplanung, Monika Klingele Frey aus Zürich, leiste gute fachliche Arbeit, betont die Behörde. Allerdings: Aufgrund der eingeschränkten zeitlichen Verfügbarkeit fehle die Einbindung in die tägliche Arbeit der Abteilung Planung und Bau. Anders gesagt: «Die Einbindung in die laufenden Projekte und informellen Anfragen ist zeitlich und aufgrund des externen Arbeitsplatzes der Mandatsträgerin umständlich und nicht mehr aufgabengerecht.» Überdies genüge das bestehende Pensum von rund 20 Prozent für die Stadtplanung «seit langem» nicht mehr. Denn einige Stadtplanungsaufgaben müssten zusätzlich übernommen werden durch die Mitarbeitenden der Abteilung Planung und Bau, die teilweise nicht über das notwendige Fachwissen verfügen und bei denen die Arbeitslast schon hoch sei.

Der Stadtrat verweist auf die erweiterten raumplanerischen Fragestellungen, die verschärften Gesetzesgrundlagen oder auch den erhöhten Beratungsbedarf – und damit auf die Mehraufwendungen.

Jährlich braucht's 98000 Franken

Kurz: «Die Anforderungen der Stadtplanung sind laufend aufwendiger und komplexer geworden, weshalb der Stadtrat überzeugt ist, die Aufgabe der Stadtplanung in die Stadtverwaltung zu integrieren und nicht mehr durch ein externes Mandat erfüllen zu lassen.» Und: «Vergleichbare Städte und Gemeinden verfügen oft über eine verwaltungsinterne Stadtplanung.»

So könnten mit der neuen Stelle zum Beispiel die Fragen der Sondernutzungsplanungen vom Leiter Tiefbau abgezogen werden, die Fragen der Ortsplanung – zumindest teilweise – vom Leiter Planung und Bau. Die Einbindung neuer Bauprojekte in das Ortsbild und die Einbettung von Strassen- und Tiefbauprojekten in das Siedlungsbild samt deren Auswirkungen auf die Naherholungsgebiete und die Siedlungsqualität der betroffenen Quartiere sind Aufgaben der Raumplanung.

Das vorgesehene 60-Prozent-Pensum stellt laut Stadtrat das absolut erforderliche Minimum dar. Für die Integration der Stadtplanung in die Abteilung Planung und Bau sowie die Aufstockung des Pensums wird mit jährlich wiederkehrenden Kosten von 98000 Franken gerechnet. Bisher wurden durchschnittlich 35000 Franken benötigt.

Bern

Berns besetzte Häuser

Auf der Suche nach dem richtigen Le

Berns Hausbesetzer machen Schlagzeilen mit Gewaltausbrüchen. Hinter den bemalten Fassaden wohnen junge Menschen und wollen doch nichts sehnlicher, als im Quartier willkommen geheissen zu werden.

Fabian Christl

Der Traum ist aus. Das Haus geräumt, die Besetzerinnen und Besetzer abgeführt. Zuvor wehrten sie sich an der Berner Effingerstrasse 29 stundenlang unter Einsatz von Gewalt gegen den Eingriff der Staatsmacht (vgl. auch Seite 21). Warum tun sie das? Warum mieten sie nicht einfach eine Wohnung? Und wer sind sie überhaupt?

«Wir besetzen aus einer Notwendigkeit heraus», sagt einer der Bewohner, den der «Bund» ein paar Tage vor der Räumung getroffen hatte. In der «Effy» wohnten Künstler, Familien mit Kleinkindern und Teilzeitarbeitende – alles Leute, die sich die «horrenden Mieten» in der Stadt Bern nicht leisten könnten. Der junge Mann stellt sich als Simon vor und kommt aus einer gut behüteten, linken Mittelstandsfamilie. Flankiert wird er von zwei Frauen, Luisa und Mila.

Ein freiwilliger Rückzug – das machen die drei schon beim Treffen klar – stand nie zur Debatte. Es gehe ihnen auch nicht nur um das günstige Wohnen, ergänzt Luisa. Sie will die Besetzung auch als Akt des zivilen Ungehorsams gegen die herrschenden Eigentumsverhältnisse verstanden wissen. «Einige wenige besitzen zahlreiche Häuser, und die grosse Mehrheit muss sich zu Tode schuften, um sich eine lausige Mietwohnung leisten zu können.» Doch viele Hauseigentümer hätten nur den Profit statt die Bedürfnisse der Menschen im Kopf. «Gerade der Bund müsste doch mit gutem Beispiel vorangehen und nicht noch ein weiteres unnützes Bürogebäude betreiben.» Selber hatten sie grosse Pläne mit dem Haus. Neben Wohnraum für bis zu 40 Personen hätte das Haus auch Platz für allerlei Projekte geboten, sagen sie. Es war etwa geplant, Ateliers und Werkstätten einzurichten, welche auch der restlichen Bevölkerung offengestanden wären.

Stadt will keine leere Wohnungen

Hausbesetzer sind im Aufwind. Die Stadt Bern verfügt zwar über keine genauen Zahlen, hat aber den Eindruck, «dass die Hausbesetzerszene in den letzten Monaten aktiver ist als auch schon», wie Dagmar Boss von Immobilien Stadt Bern gegenüber dem «Bund» sagt. Weil man in der rot-grünen Bundesstadt Verständnis für die Anliegen von Hausbesetzern hat, wurde die Koordinationstelle Zwischennutzungen ins Leben gerufen. Diese soll Leerstände möglichst verhindern und findet auch beim Hauseigentümerverband Anklang. «Es ist jedenfalls besser, als wenn man sich von Hausbesetzern erpressen lässt», sagt Adrian Haas, FDP-Grossrat und Präsident des Hauseigentümerverbands Bern und Umgebung (Text rechts).

«Erpressen lassen» wollte sich auch der Eigentümer der Liegenschaft an der Effingerstrasse nicht: Der Abschluss eines Zwischennutzungsvertrags kam für das Bundesamt für Bauten und Logistik (BBL) nicht infrage.

Anders war die Situation in Ostermundigen. Nachdem die Gruppe mit dem etwas kurligen Namen «Familie Osterhase» das Gebäude an der Bernstrasse 29 besetzt hatte, konnte sie mit der HRS Real Estate AG, welcher das Haus gehört, einen Zwischennutzungsvertrag abschliessen. Ganz geheimer

fühlt es sich trotzdem nicht an, wenn man dort vor dem farbig bemalten Haus beim Bahnhof Ostermundigen steht. Denn die autonome Szene und Hausbesetzer im Speziellen gelten als ausgesprochen medienscheu. Immerhin, die Klingel funktioniert. Eine junge Frau öffnet die Türe. Im mit Graffiti versprühten Eingangsbereich steht ein ausrangierter Bildschirm, daneben liegt die jüngste Ausgabe der linken Wochenzeitung WOZ. Doch bereits im Wohnzimmer ist es weniger chaotisch als im Eingangsbereich. Es ist hell, ein Büchergestell und Fotos an den Wänden sorgen für eine Atmosphäre, die man auch in gewöhnlichen Wohngemeinschaften antrifft.

Alles halb so wild, eigentlich, wären da nicht gleich neun «Familienmitglieder», die das Gespräch gemeinsam führen wollen. Sie mögen es nicht, wenn Einzelpersonen für das Kollektiv sprechen, sagt einer. «Nur, weil wir alle in einem besetzten Haus wohnen, denken wir nicht alle gleich.»

Verachtung und Liebe

Doch was treibt sie zu diesem Leben im Randbereich des Legalen? «Es ist der Versuch, in einer Welt voller Konkurrenzdenken, Profitstreben und Vereinzelung eine Nische zu schaffen, in der es sich anständig leben lässt», sagt jemand. Das mietfreie Wohnen erlaube, möglichst wenig Zeit mit «entfremdeter Lohnarbeit» zu verbringen und die Energie dafür in gemeinschaftliche Projekte zu stecken. Dafür verzichteten sie auch gerne auf Annehmlichkeiten, welche eine Vollzeitbeschäftigung mit sich brächte, sagen sie. Statt teure Designerkleider zu kaufen, bedienen sie sich im hauseigenen Gratisladen. Statt eines Entrecotes essen sie ausrangiertes Biogemüse, das in ihrem Keller lagert. Und den Ausgang verbringen sie ohnehin grösstenteils im hauseigenen Partyraum mit dem Jugendtreff-Ambiente, wo alle gratis arbeiten und die Gäste für Eintritt und Getränke so viel bezahlen können, wie sie möchten.

Es ist ein Lebensstil, der – bei allen Unterschieden – von den meisten Hausbesetzern angestrebt wird: Die Ausgaben möglichst klein halten, um Zeit für gemeinsame Aktivitäten zu haben. So finden sich in vielen besetzten Häusern selbst gemachte Möbel, und das Essen wird auch mal aus Abfallcontainern der Grossverteiler besorgt. Ganz ohne Arbeit kommen sie dann trotzdem nicht aus. Die Besetzer gehen Gelegenheitsjobs nach, arbeiten im Sozial- und Gesundheitsbereich oder studieren.

Für die Hausbesetzer selber geht es aber um mehr als um ein angenehmes Leben für sich selber. Das Hausbesetzen ist Teil eines politischen Kampfes. Ein ausformuliertes Programm haben sie nicht – und wollen sie auch nicht haben. Ihr Ausgangspunkt ist eine Sehnsucht nach einer Welt ohne Grenzen, ohne einschränkende Normen, ohne Staat, ohne Ausbeutung, in der auch Tiere als gleichwertige Wesen angeschaut werden.

Mühe haben die Besetzerinnen und Besetzer, ihr Verhältnis zur Mehrheitsgesellschaft zu klären. So beschreiben sie Vollerwerbstätige häufig als homogene Masse, die mit «leeren Gesichtern» täglich zur Arbeit fahre und die Dumpfheit ihres «auf Status ausgerichteten Lebens» nicht erkenne. Um dann, meistens nur wenige Sätze später, die Menschen als ausgesprochen solidarisch zu glorifizieren und sich nichts sehnlicher als einen verstärkten Austausch mit anderer Generationen und Milieus zu wünschen.

Freundliche Kriminelle

Trotzdem, der Eindruck, den man bei den Treffen von den Besetzern erhält, lässt sich schwer mit der Destruktivität vereinbaren, welche man der Beset-



Farbig sind sie meistens: Die besetzten Häuser an der Effingerstrasse (oben), in der Lorraine (Mitte), an der Freiburgstrasse (unten) und in Os



Die Pläne der Hauseigentümer
Nach der Besetzung folgt der Abriss

Wie es mit den besetzten Häusern in der Stadt Bern und in Ostermundigen weitergeht.

● Eigentlich rechneten die Besetzer des **Café Toujours** mit einer umgehenden Räumung, als sie sich im März letzten Jahres im Gebäude an der Freiburgstrasse 131 einnisteten (Haupttext). Offenbar konnten die jetzigen Bewohner aber bei Daniel Bichsel, der bei der Marti AG für die Liegenschaft zuständig ist, Vertrauen gewinnen. Sie haben zwar keinen Zwischennutzungsvertrag, werden aber toleriert. Der Leerstand stört auch Bichsel. Das Problem aber sei, führt er aus, dass das Gebäude eigentlich in diesem Zustand nicht bewohnbar sei. «Wir müssten eine halbe Million investieren», sagt er. Da die Firma mit dem Grundstück andere Pläne habe, würde das aber keinen Sinn

ergeben. Was das genau für Pläne sind, darüber will Bichsel noch keine Auskunft geben. «Allzu schnell dürften sich diese ohnehin nicht realisieren lassen.» So räumt Bichsel ein, dass vielleicht noch ein Wettbewerb durchgeführt werden müsse. Dennoch, das Ende des Café Toujours naht. «Das Abrissgesuch ist eingereicht, wir warten nur noch auf die Bewilligung», sagt Bichsel.

Osterhasen können bleiben

● Komfortabler stellt sich die Situation für die **Familie Osterhase** dar. Das Haus an der Bernstrasse 29 in Ostermundigen gehört der HRS Real Estate AG, die die Liegenschaft 2014 «frei von Mietverhältnissen» erworben hatte, wie Michael Breitenmoser, Leiter Immobilienentwicklung bei HRS, auf Anfrage ausführt. Die HRS will das Gebäude abreißen und auf dem Grundstück das Neubauprojekt «Poststrasse Süd» realisieren. «Wir hoffen, in diesem Frühjahr die Überbauungsordnung öffentlich aufzulegen.» An-

schliessend werde mit der Bauprojektplanung begonnen. Der Abriss soll erst erfolgen, wenn die planungsrechtlichen Grundlagen rechtskräftig sind. Solange darf die Familie Osterhase bleiben. Wie eine HRS-Sprecherin gegenüber der «Berner Zeitung» sagte, hätte das Unternehmen ein «entspanntes Verhältnis» mit der Familie Osterhase. «Abmachungen werden, soweit wir dies aus der Ferne beurteilen können, eingehalten.»

● Völlig offen ist die Situation bei der **autonomen Schule denk:mal**. Die Liegenschaft am Lagerweg 12 im Berner Lorrainequartier gehört der FSZ Immobilien AG mit Sitz im Kanton Nidwalden. Bevor die Aktivisten im April 2013 das Haus besetzten, befand sich darin ein Bordell. Die FSZ hatte Pläne für eine umfassende Sanierung und Erweiterung, welche aber nicht bewilligungsfähig waren. Seither ist unklar, wie es mit dem Gebäude weitergeht. Der Anwalt der FSZ war für eine Stellungnahme nicht erreichbar. (chl)

Leben im falschen Haus

Leben mit Idealen und Widersprüchen. Sie versuchen, sich von der Masse abzugrenzen,



stermundigen (rechts). Fotos: Franziska Rothenbühler

Autonome Schule denk:mal Deutschkurse statt Transparente

Transparente sucht man am Lagerweg 12 im Berner Lorrainequartier vergebens. Und auch sonst steht die autonome Schule denk:mal, die vor mehr als zehn Jahren gegründet wurde, etwas quer in der hiesigen Besetzerlandschaft. Anders als bei den restlichen besetzten Häusern steht nicht das Wohnen, sondern stehen Kurse im Vordergrund. Zurzeit finden sich auf dem «Stundenplan» etwa Boxen, zahlreiche Sprachkurse, Yoga und ein Computerkurs. Am publikumswirksamsten sind aber die Deutschkurse für Fremdsprachige. Täglich finden bis zu sechs Kurse in verschiedenen Schwierigkeitsstufen statt. Mehrere Hundert Fremdsprachige nutzen das Gratisangebot jede Woche. Die Hausbesetzer sind deshalb der Meinung, dass ihr Projekt den Integrationspreis der Stadt Bern verdienen würde – und bewerben sich jedes Jahr um die Auszeichnung. Bisher allerdings ohne Erfolg.

Wie sich zeigt, unterscheiden sich auch die Aktivisten von denk:mal ein wenig von anderen Hausbesetzern. Elias und Raphael, welche sich zu einem Gespräch bereit erklärt

hatten, sind beide schon Mitte 30. Elias ist Sozialarbeiter und Raphael arbeitet als Webentwickler. Als Elias als Deutschlehrer dazugestossen ist, befand sich denk:mal schon am heutigen Standort. Raphael hingegen war bei der Besetzung des Hauses am Lagerweg dabei. Bei der Besetzung eines Wohnhauses hätte er wohl nicht mitgeholfen, sagt er. «Ich finde das zwar auch legitim, aber mir persönlich wäre das Besetzerleben wohl zu anstrengend.»

Trotz der unterschiedlichen Ausrichtung sind sich die denk:mal-Aktivisten in vielen Themen mit den übrigen Hausbesetzern einig. Das wird etwa deutlich, wenn sie über ihre Überzeugungen sprechen. So beschreiben sie das Projekt als Plattform, die für «selbstbestimmtes und hierarchie-freies» Lehren und Lernen genutzt werden kann, sagt Elias. «Idealerweise begegnen sich Unterrichtende und Lernende auf Augenhöhe.» Denk:mal sei ein offenes Haus für den gegenseitigen Austausch von Erfahrungen und Ideen und für die Verwirklichung von gemeinsamen Projekten. (chl)

zerszene spätestens seit der Effy-Räumung und der anschliessenden Demonstration zuschreibt. So entpuppen sie sich allesamt als ausgesprochen freundliche und kultivierte Gesprächspartner. Sie bieten Kaffee an, lassen einander ausreden und benutzen Floskeln wie: «Wenn es dir recht ist, würde ich gerne noch auf die vorherige Frage eingehen.»

Und sie wissen ihre Zeit zu nutzen, wie sich etwa bei der Familie Osterhase zeigt: Die Besetzerinnen und Besetzer haben einen Gratisladen, einen Partyraum, ein Atelier, eine Werkstatt, ein Fotolabor und ein Kino eingerichtet – und stellen alles Aussenstehenden unentgeltlich zur Verfügung.

Keine Gäste im Café Toujours

Auch wegen solcher Angebote geniessen Hausbesetzer im linken Bern Sympathien. Von der Besetzer-Ästhetik mit den Transparenten, den revolutionären Parolen und den Sprayereien fühlen sich aber auch den Besetzern positiv gesinnte Leute abgeschreckt. Die meisten Besucher besetzter Häuser gehören denn auch selber zur linksalternativen Szene.

In den verschiedenen Häusern wird das durchaus kontrovers diskutiert. Am meisten Wert auf Offenheit scheint man im Café Toujours, dem besetzten Haus

«Ich verbringe meine Zeit auch nicht im hiesigen Quartiertreff.»

Said, Hausbesetzer im Café Toujours

an der Freiburgstrasse 131, zu legen. Bei einem Treffen in ihrer behelfsmässig eingerichteten Stube erklären sie, dass sie das Gebäude besetzten, «um auf den Leerstand und die herrschenden Eigentumsverhältnisse hinzuweisen». Im Verlauf des Gesprächs berichten sie aber auch ziemlich ungeschminkt von ihren bisherigen Erfahrungen. «Ich hatte gedacht, dass im Quartier eine grössere Dynamik entsteht», sagt etwa ein junger Mann, der Said genannt werden will, aber keine arabischen Wurzeln hat. Vor allem habe er sich erhofft, dass sich Quartierbewohner mehr für das Haus interessieren. Gleichwohl, er habe dafür schon Verständnis. «Ich verbringe meine Zeit auch nicht im hiesigen Quartiertreff, weil ich keinen Bezug zu dem Ort und den Leuten habe.»

Austausch habe es aber schon gegeben, wirft eine der beiden anwesenden Bewohnerinnen im Café Toujours ein. Der Quartierverein habe sie etwa eingeladen, am Quartierfest einen Stand zu betreiben. Die Besetzerinnen und Besetzer haben die Gelegenheit genutzt und eine «tolle Show» abgeliefert, wie sie sagen. «Wir haben Flugblätter verteilt, Chai ausgeschenkt und Massagen angeboten.» Die Bewohnerinnen und Bewohner des Café Toujours betonen, dass sie sich auch im Haus über Gäste freuen. «Es kommt sogar regelmässig vor, dass wir Gäste ohne Bleibe bei uns wohnen lassen.» Hin und wieder hätten sich zudem Leute ins Haus verirrt, die dachten, es handle sich um einen regulären Gastronomiebetrieb. «Wir schenken ihnen jeweils einen Kaffee aus – schliesslich haben wir den Namen Café Toujours bewusst gewählt, um möglichst niederschwellig zu sein.»

Von Gewalt und Repression

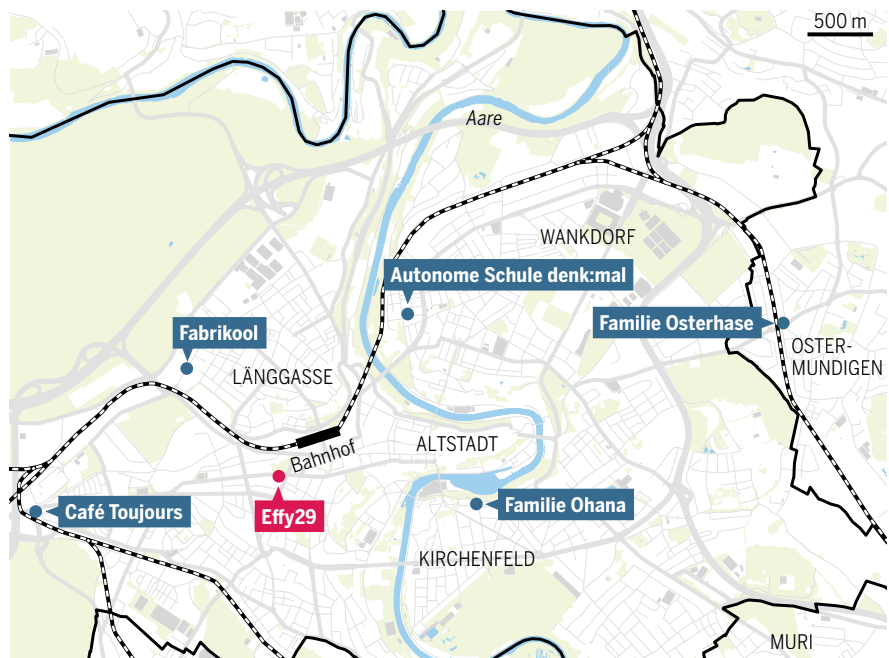
Abgeschreckt fühlen sich die Leute aber nicht nur wegen der teils ausladenden Ästhetik: Für gewalttätige Aktionen äussern selbst Linke wenig Verständnis. Anders die Besetzer. Die Bewohner sämtlicher Häuser wollen sich nicht von gewalttätigem Aktivismus distanzieren. Das bedeute aber nicht, dass man Gewalt und Sachbeschädigung gutheisse, sagen Mitglieder der Familie Osterhase. Gewalt und Sachbeschädigungen seien in der Regel «nicht zielführend» und entsprängen eher einem Ohnmachtsgefühl. «Man kann wohl niemand mit Gewalt zum Nachdenken bringen.»

Die Osterhasen betonen aber auch, dass Gewalt «viele Gesichter» habe. «Nicht alle Gewalt wird von der Öffentlichkeit gleich verurteilt.» Sie verweisen dabei auf «strukturelle Gewalt» gegen Migranten, aber auch auf Polizeigewalt, die sie selber erlebt hätten. So fanden in ihrem Haus zweimal Polizeirazzien mit Beteiligung der Sondereinheit Enzian statt. Dabei wurden den Bewohnern Fesseln und Augenbinden angelegt und auch Mobiliar zerstört, wie sie sagen (der «Bund» berichtete). Das eingeleitete Verfahren gegen die beteiligten Polizisten ist noch am Laufen.

Hat sie die Repressionserfahrung radikalisiert? «Wir waren schon vorher der Polizei gegenüber kritisch eingestellt», sagen sie. Das heisse aber nicht, dass sich ihre Wut gegen alle Polizisten richte. So habe es bei den Razzien zwar Polizisten gegeben, die es genossen hätten, sie zu demütigen. «Es gab aber auch eine Polizistin mit Tränen in den Augen.»

Besetzte Häuser in Bern und Ostermundigen

■ aktuell besetzt ■ wurde geräumt



Bund-Grafik mrue

Zwischennutzungen

Meistens gehen Besetzer freiwillig

Der Hauseigentümerverband rät seinen Mitgliedern, bei Leerstand eine legale Zwischennutzung anzustreben. Die Stadt hat dafür eine Raumbörse geschaffen.

Die Marti AG hat alles versucht, um ihre leere Liegenschaft an der Freiburgstrasse 131 vor Hausbesetzungen zu schützen: Die Fenster waren eingeschalt, die Türe mit einer Metallplatte verriegelt. Es hat alles nichts genützt. Im letzten März drangen bereits zum dritten mal Hausbesetzer ins Gebäude ein – und machten auch keine Anstalten, dieses wieder zu verlassen. Das Beispiel zeigt, Besetzungen leerer Liegenschaften zu verhindern, ist schwierig.

Doch was sollen Hausbesitzer tun, wenn sie sich nicht mit Besetzern herumschlagen möchten? «Die beste Art, eine ungewollte Besetzung zu verhindern, ist das rechtzeitige Suchen nach einer gewollten Zwischennutzung», sagt Dagmar Boss von Immobilien Stadt Bern (ISB) auf Anfrage. Die Stadt hat zu diesem Zweck eine Raumbörse ins Leben gerufen. Bei temporärem Leerstand können Hauseigentümer ihre Immobilien dort zu günstigen Konditionen anbieten. «Unter Umständen können Zwischennutzungen Arbeitsplätze sichern und eine Chance für ein Quartier darstellen», sagt Boss.

Adrian Haas (FDP), Grossrat und Präsident des Hauseigentümerverbands Bern und Umgebung, hält das für eine gute Idee: «Eine seriöse Zwischennutzung ist sicher besser als eine Besetzung.» Haas rät seinen Mitgliedern, bei absehbarem Leerstand Kontakt mit der Stadt aufzunehmen. «Von unseren Mitgliedern bekommen wir aber kaum Anfragen wegen Hausbesetzungen.»

Zwangsräumungen sind selten

Die städtische Koordinationsstelle versucht aber nicht nur, Besetzungen zu verhindern, sie vermittelt auch, wenn es trotzdem zu einer Besetzung kommt. Dieses Angebot scheint bisher bei privaten Liegenschaftsbesitzern nicht auf grosses Interesse zu stossen. «In jüngerer Vergangenheit wurden keine Vermittlungen bezüglich privaten Liegenschaften benötigt», sagt ISB-Sprecherin Boss. Automatisch aktiv wird die Koordinationsstelle, wenn städtische Liegenschaften besetzt werden. Zumindest in letzter Zeit habe man immer eine Lösung gefunden, sagt Boss dazu.

Vermittelt hat die Koordinationsstelle etwa bei der Besetzung eines Gebäudes am Schweizerstärnweg. Die Mieterin der Liegenschaft, eine Gärtnerei, habe sich aber mit der Besetzung nicht einverstanden gezeigt, so Boss. ISB habe den Besetzern eine eintägige Frist zur freiwilligen Räumung ohne Anzeige gegeben, welche diese auch befolgten, so Boss.

Doch was tun, wenn die Besetzer – wie etwa wie bei der Effingerstrasse geschehen – das Feld nicht freiwillig räumen? «In einem solchen Fall ist eine Anzeige wegen Hausfriedensbruch und eventuell Sachbeschädigung zu machen und anschliessend eine polizeiliche Räumung zu beantragen», sagt Boss. Sie räumt aber ein, dass dies eher selten vorkomme. Die Erfahrung zeige, dass die in Zwischennutzungsverträgen beidseitig vereinbarten Punkte in der Regel gut eingehalten würden. «Dies gilt auch hinsichtlich der Fristen zum Verlassen von zwischengenutzten Gebäuden.» (chl)

Wende im AHV-Streit

Linke Gruppierungen bereiten das Referendum gegen die Altersreform von Alain Berset vor. Das verändert die Ausgangslage für die heisse Phase der Beratungen im Parlament.

Christoph Lenz und Markus Häfliger

Seit über zwei Jahren dauert das Ringen um die Altersvorsorge 2020 bereits. Und ebenso alt ist die Kritik von rechts, die Mammutvorlage von SP-Bundesrat Alain Berset sei zu links. Doch jetzt, kurz vor der Endrunde im Parlament, öffnet sich eine überraschende neue Front - gegen links. Mehrere linke Gruppierungen aus der Romandie sind dabei, das Referendum vorzubereiten, noch bevor die Beratungen im Parlament fertig sind.

Der linke Widerstand entzündet sich an zwei Eckpunkten der Altersreform: an der Erhöhung des Rentenalters für Frauen auf 65 Jahre und an der Reduktion des Umwandlungssatzes für die zweite Säule von 6,8 auf 6,0 Prozent. Diese Punkte sind im Parlament unbestritten und kennzeichnen sowohl das bürgerliche Nationalratsmodell als auch die von SP und CVP favorisierte Ständeratslösung. «Daher steht ausser Frage, dass unser Referendum kommt», sagt Jean-Michel Dolivo, Solidarités-Vertreter im Waadtländer Kantonsparlament. Frauen seien auf dem Arbeitsmarkt bis heute stark benachteiligt. «Es ist schlicht inakzeptabel, dass ihr Rentenalter erhöht wird, bevor diese Diskriminierung ausgemerzt ist.»

Beflügelt vom USR-III-Nein

Die Arbeiten für das Referendum laufen seit Mitte Januar. Mehrere Dutzend Vertreter von Linksparteien wie PdA und Solidarités, von Gewerkschaften wie Unia und SEV sowie von Frauenorganisationen nahmen damals an einem Kongress zur Vorsorge teil. Seither bereitet eine Arbeitsgruppe die Unterschriftensammlung vor. Das Nein zur Unternehmenssteuerreform (USR) III hat die Hoffnungen der Reformgegner beflügelt. «Die Bürger sind gegen Sozialabbau», sagt Alt-Nationalrat Josef Zisyadis (PdA). «Nach dem USR-III-Triumph steht der nächste Kampf bei der Altersvorsorge an. Ich bin zuversichtlich, dass die soziale Linke einen weiteren Sieg erringen wird.»

Bis jetzt hat sich der Widerstand vor allem in der Romandie formiert. Das Bündnis sucht derzeit aber auch im Tessin und in der Deutschschweiz nach Verbündeten, etwa bei den Sektionen der Alternativen Liste. Für Ende März und Anfang April kündigen sich gleich mehrere Showdowns an. Der Schweizerische Gewerkschaftsbund (SGB), die Unia, die SP-Frauen und die SP Schweiz werden an nationalen Versammlungen ihre Position zur Altersvorsorge klären. Während die Spitzen dieser Organisationen eine Reform à la Ständerat begrüssen, werden die Gegner von der Basis versuchen, diese mächtigen Akteure ins Referendumslager zu ziehen. Jean-Claude Cochard, Präsident des Waadtländer Ge-



Die Altersvorsorge muss dringend reformiert werden, da in Zukunft das Geld fehlt. Aber wo soll gespart werden? Foto: Ennio Leanza (K)

«Ich bin zuversichtlichen, dass die soziale Linke einen weiteren Sieg erringt.»

Alt-Nationalrat Josef Zisyadis (PdA)

werkschaftsbundes, ist zuversichtlich, dass sich am Ende sogar der SGB unter Präsident Paul Rechsteiner gegen die Vorlage aussprechen wird. «Die SGB-Delegierten haben wiederholt bekräftigt, dass eine Senkung des Umwandlungssatzes und eine Erhöhung des Frauenrentenalters nicht akzeptabel ist.»

Dass es zur Altersvorsorge eine Volksabstimmung geben würde, war von Anfang klar, aber nur zu einem Teil der Vorlage. Die Mehrwertsteueranteile, die neu der AHV zufließen sollen, setzen eine Verfassungsänderung voraus; darum muss dieser Teil der Reform zwingend vors Volk. Die Erhöhung des Frauenrentenalters und die Senkung der BVG-Renten hingegen sind in einer sepa-

raten Vorlage geregelt. Dieses Gesetz tritt sogar dann in Kraft, wenn die Mehrwertsteuererhöhung vom Volk abgelehnt werden sollte. Wer den Kern der Reform mit dem Rentenalter 65 und den Rentensenkungen verhindern will, muss daher 50 000 Unterschriften für ein Referendum sammeln. Dass linke Gruppierungen genau das tun wollen, kommt für den FDP-Fraktionschef Ignazio Cassis überraschend. «Ist das wirklich wahr?», fragt er, als er vom «Bund» davon erfährt.

«Dann steht die CVP allein da»

Aus Cassis' Sicht demontieren die Referendumsdrohungen die Argumentationsschiene der linken Wortführer im Parlament. Diese hätten den Bürgerlichen implizit ein Versprechen gemacht: «Wenn ihr das Ständeratsmodell mit 70 Franken mehr AHV-Rente unterstützt, sorgen wir für Ruhe in linken Kreisen.» Dieses Versprechen sei nun offensichtlich Makulatur, sagt Cassis. Wenn sich das CVP-SP-Modell im Parlament durchsetze, die linke Basis aber nicht mitziehe, «dann steht die CVP im Abstimmungskampf ganz allein da», warnt Cassis. Für ihn ändern die Referendumsdrohungen darum die Ausgangslage. «Die CVP muss sich jetzt sehr genau überlegen, mit welcher Alli-

anz sie in die Volksabstimmung gehen will.»

Verliert die Linke durch das Referendum von links Drohmacht im Parlament? «Im Gegenteil», sagt Paul Rechsteiner, SP-Ständerat und Präsident des Gewerkschaftsbundes. Der Widerstand gegen die Vorsorgereform zeige nur, «dass es sich bereits bei der Ständeratsvorlage um einen Kompromiss handelt. Weitere Abstriche erträgt es nicht.»

Rechsteiner selbst befürwortet die Ständeratsvorlage. «Isoliert betrachtet, ist die Erhöhung des Frauenrentenalters natürlich negativ. Schaut man sich die Ständeratsvorlage als Ganzes an, so überwiegt für mich das Positive.» Doch hat Rechsteiner die SGB-Delegierten im Griff? «Die Delegierten entscheiden Ende März in einem demokratischen Prozess», sagt er. Nur mit der Ständeratslösung bestehe Aussicht darauf, dass es von ihnen ein Ja zur Vorlage gebe.

Ähnlich argumentieren SP-Präsident Christian Levrat und SP-Fraktionschef Roger Nordmann. Gerade weil es ein Referendum gebe, sei es nun noch entscheidender, dass die SP-Spitze hinter der Reformvorlage stehen könne, sagt Nordmann. «Nur wenn wir uns für die Altersreform engagieren, hat sie überhaupt eine Chance, vor dem Volk zu bestehen.»

Zur Sache

«Ich lege meine Hand ins Feuer»

Herr Levrat, linke Gruppierungen ergreifen gegen die Altersvorsorge das Referendum. Was heisst das für die SP?

Diese Kritik aus linken Kreisen zeigt, dass die Parlamentsvorlage zur Altersvorsorge 2020 bereits ein Kompromiss ist - auch in der Ständeratsversion. Die SP-Fraktion bietet zu diesem Kompromiss Hand, weiteren Spielraum gibt es für uns aber nicht. Falls im Parlament

Christian Levrat
Präsident SP Schweiz



die Version des Ständerats obsiegt, werde ich sie persönlich verteidigen und im Abstimmungskampf dafür kämpfen. Dafür lege ich meine Hand ins Feuer.

Was passiert, wenn sich im Parlament die Version des Nationalrats durchsetzt?

Dann bekämpft die SP die Vorlage selber. Ohne Support der SP wird die Vorlage an der Urne scheitern. Die Abstimmung zur Unternehmenssteuerreform muss den Bürgerlichen diesbezüglich eine Warnung sein.

CVP-Präsident Gerhard Pfister hat Angst, dass - wenn er im Parlament mit der SP ein Päckli macht - sie ihn in der Abstimmung allein lässt.

Die Parteileitung der SP hält sich an Abmachungen. Darum verspreche ich es Gerhard Pfister gerne nochmals: Ich werde mich auch in einem Abstimmungskampf für die Vorlage einsetzen - sofern das Parlament sich für die Ständeratsversion entscheidet.

Was aber, wenn sich die Delegierten der SP gegen die Vorlage stellen?

Es wird die Aufgabe der Parteileitung und der SP-Fraktionsmitglieder sein, den SP-Delegierten zu erklären, dass die Vorlage ausgewogen ist. Denn sie kommt den tiefen und mittleren Einkommen zugute - mit der Besserstellung der Teilzeitangestellten, mit der Erhöhung der AHV-Renten um 70 Franken pro Monat oder 840 Franken pro Jahr. Unsere Delegierten entscheiden in solchen Fragen sehr gewissenhaft. Ich bin daher zuversichtlich, sie überzeugen zu können. Aber diese Aufgabe stellt sich nicht nur in der SP.

Wie meinen Sie das?

Auch die Bürgerlichen müssen ihre Wähler erst noch von dieser Vorlage überzeugen. Auf den ersten Blick ist die Erhöhung des Frauen-Rentenalters und die Senkung des Umwandlungssatzes auch in konservativen Kreisen nicht einfach zu erklären. Ich nehme die Volksabstimmung um die Altersvorsorge deshalb sehr, sehr ernst.

Interview: Markus Häfliger

Entscheidende Tage

Der Zeitplan der Politik

Die Reform der Altersvorsorge ist das dominierende Geschäft der Frühjahrsession, die am Montag beginnt. Bis zum 17. März müssen sich National- und Ständerat einigen.

28. Februar: Der Nationalrat berät die Vorlage. Die grosse Frage ist, ob er, anders als im Dezember, an seinem Modell festhält oder auf die Linie des Ständerats einschwenkt.

7. März: Der Ständerat ist an der Reihe. Er wird wohl an seinem Modell festhalten.

13. März: Der Nationalrat ist nochmals an der Reihe. Sind sich die Räte nun nicht einig, kommt es zur Einigungskonferenz.

16. März: Die Einigungskonferenz tagt. Ihr Vorschlag wird beiden Kammern unterbreitet. Lehnt ein Rat ab, ist die Reform vom Tisch.

17. März: In den Schlussabstimmungen muss nochmals jeder Rat der Reform zustimmen, sonst scheitert diese.

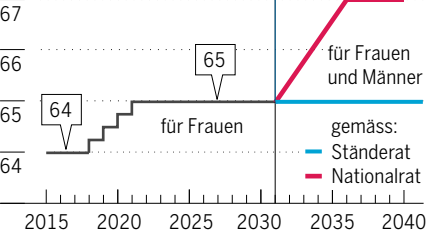
Ende März: Die 100-tägige Referendumsfrist beginnt zu laufen.

24. September: Der Abstimmungstermin für die Reform der Altersvorsorge. (bin)

So wollen National- und Ständerat die Altersvorsorge umbauen

Rentenalter

Entwicklung des Rentenalters



Was sich ändert

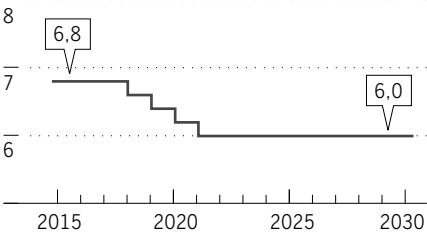
Ab 2018 wird das Rentenalter der Frauen schrittweise auf 65 erhöht. Setzt sich die Kommission des Nationalrats durch, wird ab 2031 das Rentenalter für Männer und Frauen schrittweise bis auf 67 steigen.

So wirkt sich die Reform auf Frau Muster, 50-jährig, 90 000 Franken Lohn, aus

Frau Muster kann sich statt 2031 erst 2032 pensionieren lassen.

Umwandlungssatz

in Prozent

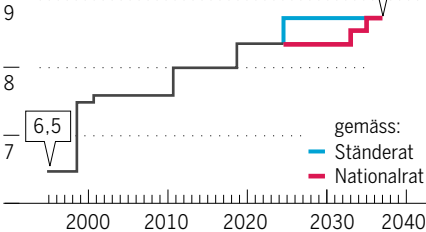


Bis 2021 wird der gesetzliche Umwandlungssatz der Pensionskassen schrittweise von heute 6,8 Prozent auf 6 Prozent gesenkt.

Für 100 000 Fr. Sparkapital erhält Frau Muster künftig 6000 Fr. Rente pro Jahr statt wie bisher 6800 Fr. Der Nationalrat will ihre Verluste direkt in der Zweiten Säule kompensieren.

Mehrwertsteuer

MwSt.-Satz ab 1995 (Normalsatz)

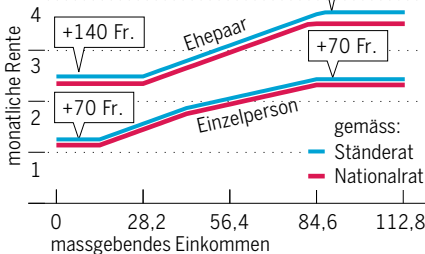


0,3 MwSt.-Prozente, die heute für die IV verwendet werden, fliessen ab 2018 in die AHV. 2021 wird der Satz um 0,3 auf 8,3 Prozent erhöht. Modell Ständerat: 2025 Erhöhung um 0,4 Prozent. Modell Nationalrat: 2033/36 Erhöhung um 0,2 Prozent.

Modell Ständerat: Dank höherer Mehrwertsteuer ist Frau Musters AHV-Rente gesichert. Modell Nationalrat: Die Renten sind höchstens bis 2030 gesichert.

AHV-Rente

in Tausend Franken



Das Modell Nationalrat will die AHV-Renten nicht generell erhöhen. Gemäss Ständerat bekommen Neurentner monatlich 70 Franken mehr. Der Plafond für Ehepaare wird auf 155 Prozent erhöht: Die Rente steigt um bis zu 226 Franken.

Im Modell Ständerat erhält Frau Muster monatlich eine AHV-Rente von 2420 Franken. Plus 70 Franken im Vergleich zum heutigen Rentenniveau. Allerdings muss sie höhere Lohnbeiträge entrichten.

Des restrictions se profilent

FISCALITÉ - Les directeurs cantonaux des Finances semblent prôner une diminution des rabais fiscaux accordés aux entreprises.

Philippe Boeglin

La conférence de presse des directeurs cantonaux des Finances était attendue hier avec fébrilité: les grands argentiers allaient-ils proposer une version «bis» de la 3e réforme de l'imposition des entreprises (RIE III), fraîchement rejetée par le peuple? Cet espoir a rapidement été douché.

«Les grandes lignes de la nouvelle mouture devront maintenir l'abolition des statuts fiscaux spéciaux, ainsi que la compensation de la Confédération aux cantons pour environ un milliard de francs.» Déclamée par Charles Juillard (PDC), ministre jurassien, la demande ne fait que réitérer des axes contestés de l'ancien texte.

Et le président de la Conférence des directeurs cantonaux des Finances (CDF) reste très mesuré lorsqu'il s'avance sur le terrain des déductions fiscales. «Les cantons comprendraient que le Parlement fédéral renonce aux intérêts notionnels (réd: une soustraction d'intérêts fictifs).» Là encore, rien d'étonnant, cet outil étant condamné depuis le scrutin du 12 février.

Agir sur les brevets

Charles Juillard et Eva Herzog (PS, BS), vice-présidente de la CDF également présente, ne lâcheront rien de plus substantiel. Contactés par la suite, certains ministres cantonaux sont plus diserts. A l'instar du Fribourgeois Georges Godel (PDC), aux déclarations confirmées par d'autres sources proches du dossier.

Un nombre non négligeable de directeurs des Finances songerait à restreindre l'instrument «patent box». «On ne pourrait plus déduire jusqu'à 90% des revenus des brevets. Ce pourcentage serait rabaissé. Et les logiciels n'en bénéficieraient plus, ou alors le Conseil fédéral devrait préciser comment dans une ordonnance.» De même, il ne serait plus autorisé de soustraire 150% des investissements en recherche et développement. «Cette proportion reculerait à 120, voire 130%.»

L'idée de relever la part taxée des dividendes de 60 à 70% fait aussi son chemin. Un contre-financement qui hérissierait le poil de l'Union suisse des arts et métiers (Usam), faïtière des PME, mais comblerait la gauche. «Les réflexions vont dans la bonne direction», applaudit la Vaudoise Géraldine Savary, vice-présidente du PS et conseillère aux Etats.

A cet égard, l'attitude de «son» grand argentier vaudois, Pascal Broulis (PLR), démontre que les rabais fiscaux ont été relégués au second plan. «Le cœur de la réforme, c'est l'abolition des statuts spéciaux, la compensation de la Confédération aux cantons et le taux d'imposition du bénéfice.» Point à la ligne.

Le calendrier esquissé par la Conférence des ministres cantonaux soulève moins d'enthousiasme. En effet, Charles Juillard pronostique «une entrée en vigueur le 1er janvier 2020, l'échéance originelle de 2019 semblant désormais peu réaliste.»

Pour Géraldine Savary, comme pour le chef du groupe parlementaire PLR Ignazio Cassis (TI), «il n'est pas exclu que le Parlement fédéral boucle la loi plus rapidement. Les Chambres viennent de prouver leur efficacité dans la mise en œuvre de l'initiative contre l'immigration de masse.»

Coopérer avec les villes

Enfin, les cantons devront faire un sort à une autre pomme de discorde, sur laquelle ils ne se sont pas exprimés hier: les garanties financières des villes et communes.

Plusieurs grandes cités ont pesé sur les urnes, mécontentes de n'avoir pas été associées aux pour-parlers. «La Confédération et les cantons doivent accepter le 3e niveau de l'Etat comme partenaire. Heureusement, le climat a changé», commente Kurt Fluri, président de l'Union des villes suisses et conseiller national (PLR/SO).

Mais là, les ministres cantonaux semblent encore assez éloignés d'un consensus sur le mode de coopération.

Avec une septantaine de centres de calcul, l’Helvétie se profile sur le marché du stockage des données

LE LABEL SUISSE A LA COTE

« PIERRE-ANDRÉ SIEBER

Data centers » Dans le hall d’un imposant immeuble de Plan-les-Ouates (GE), un gardien assis derrière une vitre blindée observe le visiteur. Pour franchir le sas automatique donnant accès aux étages, il faut échanger sa carte d’identité contre un badge avec transpondeur. On n’entre pas chez Safe Host comme dans un moulin. Et pour cause: il s’agit du «SH1», l’un des plus grands data centers de Suisse romande. Ces coffres-forts numériques ont la cote. Ils permettent à une banque, un magasin en ligne ou un opérateur de téléphonie de stocker des informations relatives à ses clients via internet.

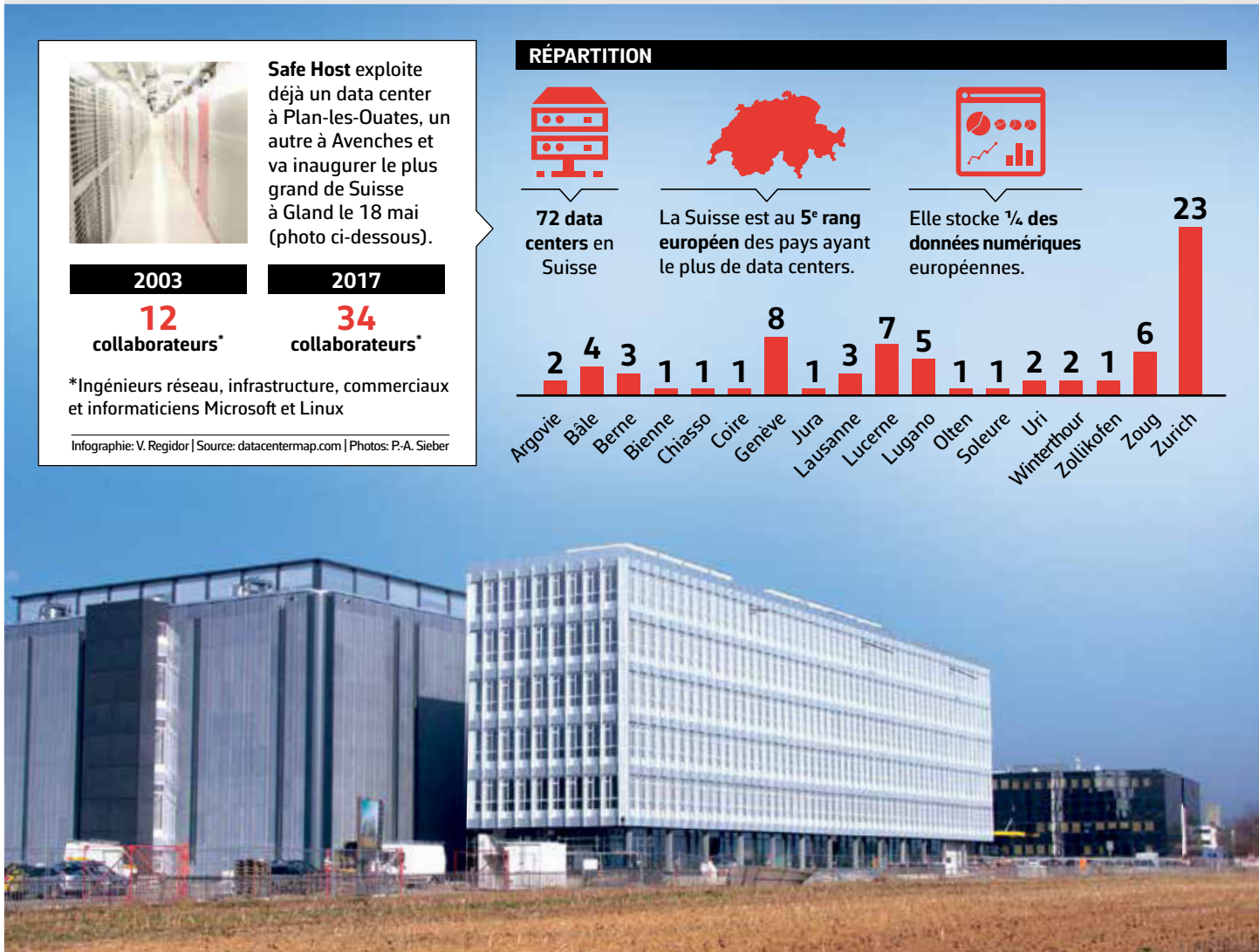
«Après celui d’Avenches, nous allons inaugurer le 18 mai notre 3^e data center à Gland, le plus grand de Suisse», explique son PDG Gérard Sikias. «Les affaires marchent bien. Toutes les données auxquelles on a accès via internet ont besoin d’hébergement. Mais en tant qu’hébergeur, il faut se battre!» Un hébergeur fournit l’emplacement, l’alimentation électrique, la climatisation et la connexion 24 h sur 24 et 7 jours sur 7, sans interruption. Le matériel installé, serveurs et ordinateurs, est de la responsabilité du client.

Swisscom concurrent

Malgré la concurrence étrangère (lire encadré), l’adversaire le plus redoutable de Safe Host est suisse. «Swisscom est notre rival le plus sérieux», confirme M. Sikias. Louant des surfaces à des tiers dans 9 sites en Suisse, le géant bleu est décrit comme agressif sur les prix. Il offre des prestations en plus, comme la téléphonie à prix préférentiel. Du côté de Swisscom, on rétorque que les affaires sont les affaires. Il peut arriver qu’une offre «intègre plusieurs produits du portefeuille», selon sa porte-parole Lauranne Peman.

Reste que Safe Host fait mieux que résister. La société investit pas moins de 150 millions de francs dans le «SH2» de Gland. «Nous avons construit en une seule fois deux grands bâtiments pour faire des économies sur le gros œuvre mais le

DATA CENTERS UN MARCHÉ TRÈS CONVOITÉ



«SH2» sera mis en service en plusieurs étapes», ajoute Gérard Sikias. «Composé de deux immeubles de 7200 m² chacun, celui situé côté Genève sera aménagé par tranches de 2000 m², lors de phases de 18 à 20 mois selon le remplissage.» A pleine capacité, ses besoins en électricité atteindront 40 mégawatts (MW), soit la consommation annuelle d’une ville de 25 000 habitants.

Un serveur, ça chauffe

Mais pour l’heure, place au vénérable «SH1», royaume de Gérard Sikias composé de 5 étages truffés de technologie de surveillance. Pénétrer dans l’une des chambres fortes contenant les serveurs ne va pas sans montrer patte blanche. L’ingénieur



«Gland sera le plus grand data center de Suisse»

Gérard Sikias

de formation, puis banquier chez HSBC, tend l’index vers un boîtier. Un lecteur identifie son empreinte digitale et la lourde porte s’ouvre.

A l’intérieur, le plancher surélevé pour laisser passer le câblage semble coller aux pieds. «C’est l’électricité statique qui vous débarrasse des poussières», commente Gérard Sikias. «Ici, la température de 23 à 25 degrés est quasi constante, alors qu’un serveur qui chauffe peut dépasser 45 degrés!»

Un data center est une vraie usine électrique. En cas de panne du réseau, des groupes électrogènes prennent le relais, alertés par 10 000 voire 15 000 capteurs. La tension électrique ne varie pas grâce à des batteries et des onduleurs. Autre élément

invariable: c’est la place réservée aux serveurs. «En dix ans, le matériel s’est miniaturisé, explique le PDG. Mais ces machines consomment et chauffent beaucoup plus. Leur puissance est passée de 2 à 10 voire 15 kilowatts (KW). Résultat: le volume des bâtiments est resté le même pour avoir assez d’air de refroidissement.»

Le «U» est la mesure

Le long d’une allée du «SH1» à la ligne de fuite interminable, un alignement d’armoires sécurisées. Dans chaque compartiment ronronnent les machines hébergeant les données, véritables lingots numériques. Ici, la place se mesure en «U». Le «U»? C’est la mesure qui équivaut à l’unité de hauteur de

4,45 cm d’un espace réservé à ces espèces de boîtes à pizza en métal contenant l’électronique du serveur.

Empilées les unes sur les autres en rangées simples afin d’y accéder facilement, elles composent le rack, sorte d’armoire à porte percée de trous pour laisser passer l’air. Combien se louent ces espaces? Gérard Sikias invoque le secret des affaires. Mais un coup d’œil sur les offres figurant sur internet affiche des prix allant de 490 à 1090 francs par mois, suivant la grandeur du rack. Sachant qu’un data center comme celui de Plan-les-Ouates en compte 2120 et celui de Gland 5760 une fois terminé, l’affaire est plus qu’intéressante.

De 6 à 80 entreprises

«Dans ce box, nous stockons les données de 6 entreprises pour 80 en tout sur cet étage», poursuit le PDG de Safe Host. «Nos clients font installer eux-mêmes le matériel dont ils ont besoin. Certains se contentent d’un seul box de 2 mètres de large, mais d’autres ont carrément un étage à eux seuls!»

Qui sont ces clients? On n’aura pas de nom, secret professionnel oblige. Ce sont des PME, des banques, des assurances, des institutions financières, des courtiers dans le domaine du pétrole ou encore des organisations internationales qui ne manquent pas à Genève. Ces locataires se sont mis au «cloud computing» ou au stockage de l’information en nuage. A distance grâce à la fibre optique, ils veulent profiter de la puissance de calcul des data centers, mettre leurs données à l’abri et surtout ne pas avoir à supporter les soucis de leur conservation.

«De très grosses sociétés comme UBS, Credit Suisse ou Nespresso, ont encore leurs propres data centers», nuance Gérard Sikias. «Mais petit à petit, l’idée de confier l’hébergement de données à des professionnels progresse.» Le portable du PDG sonne. Un espace d’hébergement du «SH1» s’est libéré et a déjà trouvé un autre client. Gérard Sikias prend congé. Il est temps de repasser les sas et récupérer sa carte d’identité. »

LA PUB S’APPUIE SUR LE «SWISS MADE»

La Suisse est l’un des rares pays en Europe à protéger les données des personnes physiques et morales. Mais la seconde risque de tomber.

La Suisse, coffre-fort des données? Assurément, les sociétés profitent de la protection de la sphère privée «swiss made» englobant à la fois les personnes physiques et morales. Mais la révision en cours de la loi sur la protection des données prévoit d’en exclure les personnes morales, autrement dit les sociétés. Voilà qui inquiète le conseiller national Claude Bégli (pdc, VD) qui a déposé une motion pour sauvegarder cette protection. Traitée en septembre 2016 au National, l’idée du Vaudois a été refusée. Le Conseil des Etats devrait se pencher ce lundi sur ce

texte dont la commission des institutions politiques propose le rejet.

Le Conseil fédéral, qui a consulté des experts, juge que cette disposition est très peu utilisée par les entreprises, et qu’y renoncer permet de prendre en compte les textes de lois sur la protection des données de l’Union européenne. Par ailleurs, les personnes morales jouissent du droit à la personnalité des articles 27 et suivants du Code civil suisse. «D’autres dispositions du droit suisse sont applicables, dans le Code pénal ou la loi sur la concurrence déloyale», note Jean-Philippe Walter, préposé fédéral suppléant. «Cela ne devrait avoir aucune conséquence pour les data centers.»

Pour l’heure, les hébergeurs établis en Suisse continuent à surfer sur

l’argument du coffre-fort helvétique. Détenant trois data centers à Genève, Infomaniak Network ose le slogan «NSA non compatible», en référence à l’agence du Département américain de la défense qui espionne les données dans le monde entier.

«En Suisse, aucune administration ne peut avoir accès à des informations personnelles sans l’accord d’un juge», précise Infomaniak. L’allusion concerne la nouvelle loi sur le renseignement acceptée par le peuple en septembre 2016. Le Service de renseignement de la Confédération doit avoir une autorisation du Tribunal administratif.

Chez Equinix (lire ci-contre), outre les avantages du pays en termes de qualité du personnel et

d’approvisionnement électrique, on vante le «made in Switzerland». «La protection des données, tant pour les personnes physiques que morales, inscrite dans la Constitution est une des raisons pour laquelle nous nous sommes implantés en Suisse», confirme Roberto Cazzetta, chargé de communication.

«L’épisode Snowden a été décisif, conclut Gérard Sikias, de Safe Host. Il a dévoilé les intrusions des agences de sécurité américaines malgré l’accord passé avec l’Europe, le Safe Harbour, qui a été dénoncé en 2015. Des géants comme Microsoft ont déplacé leurs data centers en Europe. L’UE négocie un nouvel accord (Privacy Shield). Mais le doute est jeté sur la sécurité des données aux Etats-Unis.» » **PAS**

GÉANTS AMÉRICAINS TRÈS PRÉSENTS

La réussite de la société genevoise Safe Host – qui est passée de 12 à 34 employés depuis sa création en 2003 – ne fait pas mentir la réputation de coffre-fort numérique qu’a la Suisse. Qui occupe le 5^e rang européen du point de vue du nombre de data centers et stocke 25% des données numériques en Europe.

Avec pas moins d’une septantaine de centres de calcul en Suisse, la concurrence est vive. Présent sur les cinq continents avec 145 data centers, l’américain Equinix a ses quartiers non loin de Safe Host. Ce géant exploite deux centres de stockage et de calcul en ville de Genève et en possède quatre autres à Zurich, une ville où l’on en dénombre 23 au total! Un autre américain, Digital Realty (152 data centers de par le monde) est également dans la Cité de Calvin, une ville décidément très importante avec ses 140 banques et leurs insatiables appétits en stockage de données. **PAS**

Une rallonge de 390 000 francs

L'agglomération a accepté une rallonge pour l'élaboration du troisième projet d'agglomération

Olivier Wyser

Agglomération · Les conseillers d'agglomération, réunis jeudi à Fribourg en assemblée, ont accepté un crédit complémentaire pour le projet d'agglomération de troisième génération (PA3). Ce complément de 390 000 francs vient s'ajouter aux 710 000 francs déjà engagés pour l'élaboration du PA3.

Ce dépassement s'inscrit toutefois dans la limite prévue par le budget 2017. «Il s'explique par une adaptation plus large qu'estimé des stratégies et mesures du PA2 ainsi que par une communication accrue avec les différents acteurs et, surtout, avec les communes concernées», écrit le comité d'agglomération dans son message.

Traductions coûteuses

Le dépassement des coûts d'élaboration du PA3 est en grande partie dû à l'augmentation des frais d'administration: traductions, mandats de mise en forme, impressions. «Ces travaux étaient largement sous-estimés dans le budget», reconnaît Andrea Burgener Woeffray, conseillère communale de Fribourg et membre du comité. Cette dernière rappelle que le règlement de l'agglomération demande que tous les documents officiels soient traduits et imprimés. Une disposition quelque peu anachronique à l'heure du numérique, estime François Grangier, conseiller communal de Villars-sur-Glâne et rapporteur de la commission financière. «Le comité planche sur un toilettage de ce règlement. Mais les traductions ne seront pas remises en question», relève Andrea Burgener Woeffray, qui imagine toutefois que les frais d'impression pourraient être revus à la baisse.

Le comité d'agglomération estime néanmoins que le renforcement de la communication avec les communes a «largement valu la peine» et il sent un large soutien des communes. Cette collaboration constructive sera maintenue dans les projets futurs de l'agglomération.

Plusieurs leçons doivent cependant être tirées de l'expérience. Le budget initial de l'élaboration du PA3 est aujourd'hui dépassé de 55%, portant l'ensemble des dépenses à 1,1 million de francs. «L'expérience acquise avec le PA3 permettra d'estimer à l'avenir les coûts avec une plus grande précision», indique le comité. Parmi les idées à retenir: ne pas sous-estimer le travail de traduction, prévoir assez de temps pour l'élaboration des cahiers des charges ou encore effectuer un suivi détaillé des finances.

Pas de navette autonome

Au chapitre des postulats, le Conseil d'agglomération a largement refusé la transmission de celui concernant une étude de faisabilité pour une navette autonome reliant Bourguillon à la Planche-Supérieure, à Fribourg. Selon les dernières informations à disposition, ces navettes autonomes ne sont exploitables que sur des terrains à faible relief. A ce jour, aucune navette n'a encore été testée sur des sites à forte pente tels que le chemin de Lorette (plus de 12%) ou lors de conditions hivernales.

Enfin, les conseillers d'agglomération ont accepté un postulat concernant «la planification et la mise en œuvre d'une stratégie efficace visant à respecter et améliorer de manière durable des conditions-cadres économiques à l'intérieur de l'agglomération». L'agglomération a parmi ses objectifs celui de jouer un rôle de moteur de l'économie, «en proposant un cadre économique attrayant face à la concurrence nationale et internationale».

Le Conseil d'agglomération a en outre procédé à plusieurs élections. Le conseiller communal de Bel-faux Velko Stockel a été élu par acclamation au bureau du Conseil, qui compte en tout douze membres. La commission financière compte quant à elle deux nouveaux membres. Il s'agit du vice-syndic de Corminbœuf Alain Lunghi et du conseiller communal de Givisiez Gilles de Reyff. ·

Gesucht: Der Anwalt des öffentlichen Raums

Weshalb die Agglomerationen Schlafstädte bleiben – ein Architekt und ein Raubeobachter streiten über Strategien und Konzepte

Optisch geht die Stadt Zürich bruchlos in die Agglomeration über. Doch dem Umland fehlt die städtische Atmosphäre. Woran das liegt, diskutieren der Wirtschaftsgeograf Joris Van Wezemael und der Architekt Vittorio Magnago Lampugnani.

Sie wohnen beide in der Stadt Zürich. Weshalb?

Vittorio Magnago Lampugnani: Ich mag kurze Wege, und weil ich in Zürich arbeite, wohne ich auch hier. Diese Wahl hat aber nicht nur pragmatische Gründe: Ich habe stets in Städten gelebt und fühle mich in urbanen Räumen mit ihrer Vielfalt an Menschen und infrastrukturellen – auch kulturellen – Angeboten wohl.

Joris Van Wezemael: Mir ergeht es ähnlich. Meine Frau und ich arbeiten ebenfalls in der Stadt, zudem sind hier die Tagesstrukturen für Kinder besser ausgebaut als in der Agglomeration. Das ist die praktische Seite. Andererseits bin ich ein durch und durch städtischer Mensch. Ich mag die urbane Atmosphäre, städtebaulich und hinsichtlich des gemeinschaftlichen Lebens. Ich sitze äusserst gerne in Kaffeehäusern.

Die Agglomeration käme also für Sie nicht infrage.

Van Wezemael: Das würde ich so nicht sagen. Ich habe einige Jahre in Thalwil gewohnt, neun Zugminuten vom Hauptbahnhof Zürich entfernt. Ich erlebte die Situation nicht grundsätzlich anders als jetzt am Höggerberg.

Optisch endet die Stadt nicht mehr an der politischen Grenze. Hat das Stadt-Land-Konzept ausgedient?

Lampugnani: Das Stadt-Land-Konzept aus der Wende vom 19. ins 20. Jahrhundert ist heute nicht mehr brauchbar, und städtebaulich ist der Höggerberg auch nicht gerade eine Traum-Bedingung für eine zukunftsfähige Vision. Eine solche erfordert eine klare Trennung von urban organisiertem Raum und Landschaft. Je dichter und artifizierter die Stadt dabei wird, umso effizienter, nachhaltiger und attraktiver wird sie sein. Und je unberührter, freier die Landschaft bleibt,



Öffentlicher Innenhof in Wallisellen.



Mit Arkaden gestaltete Strasse.



Zentraler Quartierplatz. BILDER KARIN HOFER / NZZ



Öffentliche Räume wie der Sechseläutenplatz dienen nicht nur der Repräsentation, sondern stiften auch Gemeinschaftsgefühl und städtische Identität.

BILD ANNICK RAMP / NZZ

umso besser für die Landschaft – und natürlich für uns.

In einer solchen Vision wäre Thalwil Teil einer Stadt. Was ist Thalwil heute?

Lampugnani: Thalwil ist ein Dorf oder eine Kleinstadt. Ich finde es deswegen aber nicht schlechter als eine Grossstadt. Es sind unterschiedliche Modelle, die alle sehr attraktiv sein können.

Thalwil wirkt doch nicht wie ein Dorf. . .

Lampugnani: Das ist leider der Fall. Aber Zürich wirkt auch nicht wie eine Grossstadt. Urban sind hier aus meiner Sicht nur die Altstadt und die Quartiere aus dem 19. Jahrhundert. Teilweise gehören auch noch die Stadterweiterungen aus den Anfängen des 20. Jahrhunderts dazu. Dann zerfranst Zürich völlig. Es lässt sich nicht mehr entscheiden, ob es Landschaft ist mit Häusern oder ob es viele Häuser mit Landschaft dazwischen sind. Dieser suburbane Raum ist das Schlimmste. Es wäre für mich eine Bestrafung, dort wohnen zu müssen.

Van Wezemael: Sie beschreiben eine Ordnung unterschiedlicher Intensitäten. Im Stadtzentrum ist die Intensität am grössten, nicht nur wegen der baulichen Dichte, sondern vor allem auch wegen der Interaktionsdichte. Dann machen Sie die idealtypische Abstufung von der grossen zur kleinen Stadt und zum Dorf. Die Realität hat mit diesem Ordnungssystem aber nichts mehr zu tun. Die Grenzen sind jedoch nicht nur optisch verwischt. Auf gesellschaftlicher Ebene haben sich die Überlagerungen in den letzten Jahrzehnten zugespitzt.

Können Sie das konkretisieren?

Van Wezemael: Soziologische Analysen von zentral gelegenen Wohnprojekten wie auf dem Löwenbräuareal in Zürich zeigen, dass viele Bewohner keine «Städter» sind. Es sind Intercity-Pendler, denen die teuren, besterschlossenen Quartiere als blossе urbane Staffage dienen. Zum städtischen Leben tragen sie nichts bei. Andererseits gibt es Städter, die ebenfalls aus praktischen, oft auch finanziellen Gründen in die Neubaugebiete von Dietikon oder Wallisellen ziehen. Die Bewohner des Limmattfelds und des Richti-Quartiers wohnen offen-

bar gerne dicht, können sich aber solche Wohnungen in Zürich nicht leisten.

Was macht den Städter aus?

Lampugnani: Das kann ich nicht beurteilen, weil ich kein Soziologe bin – wenn überhaupt, verstehe ich etwas von Stadtstrukturen und Stadträumen. Es interessiert mich aber auch gar nicht so sehr, wie wir «Stadt» definieren. Das ist eine akademische Frage. Ich denke, dass bauliche Dichte, die Kommunikationsdichte ermöglicht, aber nicht zwingend schafft, ein unglaubliches Privileg ist. Möglichst viele Menschen sollten in den Genuss dieses Privilegs kommen – nicht nur Gutsituierte. Eine Stadt ist dann lebenswert, wenn verschiedene soziale Schichten und Lebensstile zusammenkommen. Wenn das nicht mehr stattfindet, verkümmert jegliche Urbanität.

Die Tendenz zur Luxussanierung ist in Zürich allerdings Realität.

Lampugnani: In fast allen europäischen Städten findet eine Gentrifizierung statt. Aber solange die Stadt kompakt ist und unterschiedliche Angebote bietet, überlebt sie auch die schlechte Bewirtschaftung. Die Frage der Gentrifizierung ist letztlich eine politisch-wirtschaftliche und keine architektonische Frage.

Van Wezemael: Die erwähnte Robustheit der Städte – die urbanen Strukturen überdauern die Jahrhunderte und politischen Epochen – ist absolut faszinierend. Mehr noch als die Innenstädte beschäftigen mich aber die Agglomerationsräume. Was wollen wir in Zeiten des Nachhaltigkeitsgebots mit diesen unscharf definierten Räumen anstellen?

Lampugnani: Es sollte nicht mehr erlaubt sein, so wenig dicht, mit so viel Abständen und Restflächen zu bauen. Die Agglomeration müsste städtisch umgebaut und erweitert werden – wie lange Erweiterung überhaupt nötig ist, steht auf einem anderen Blatt. Für die Bebauung gibt es unendlich viele Modelle. Dass sich die Agglomeration zu einer kompakten Stadt weiterentwickeln muss, ist für mich ein kategorischer Imperativ – schon allein deswegen, weil wir sonst unsere Landschaft restlos zerstören und unser ökologisches Gleichgewicht unwiederbringlich ruinieren.

Herr Van Wezemael, ist maximale Dichte auch ein kategorischer Imperativ für Sie?

Van Wezemael: Feine Unterschiede tun sich auf: Wir können die Stadt morphologisch bauen, also ein Stück kollhoffsches Berlin realisieren – aber das städtische Leben können wir nicht bauen. Wenn alle eine Wohnung mit privaten Aussenräumen, mit direktem Anschluss an die Tiefgarage wollen, fragt man sich zu Recht, was die Leute auf den freien Plätzen noch tun sollen. Für mich lautet die zentrale Frage: Wie interagieren die beiden Systeme, die morphologische Stadt und die urbanisierte Gesellschaft, damit städtisches Leben entsteht?

Lampugnani: Wie ich schon sagte, kann ich das Leben der Menschen in einer Stadt nicht voraussagen. Und ich bezweifle, dass es die Soziologen können. Meine Erfahrung als Architekt ist, dass die Programme, die uns die Gemeinden

die Städte und Häuser der Gründerzeit anpassungsfähig. In solchen Quartieren, in solchen Wohnungen nisten sich Grossfamilien, wohlhabende Singles und alternative Wohngemeinschaften ein – sie funktionieren für alle.

Van Wezemael: Das sehe ich genauso. Zudem möchte ich darauf hinweisen, dass auch ich kein Soziologe bin, sondern aus der Raumentwicklung komme. Ich teile Herrn Lampugnani's Skepsis gegenüber dem Trend, Nutzungen und Nachfragesegmente sehr spezifisch und quantitativ festzulegen. Denn so wiederholt man die Fehler der 1950er und -60er Jahre und macht Siedlungen fragil mit Blick auf Veränderung. Um weiterzukommen, sollten wir Städte und Metropolitanregionen als selbst organisierende Systeme verstehen, die wir grundsätzlich nicht kontrollieren können.

Das von Herrn Lampugnani konzipierte Richti-Quartier ist genau das Gegenteil.

Van Wezemael: Das ist nur eine Frage des Massstabs. Das Richti hat den Vorteil, dass innerhalb des Perimeters sehr viel geklärt werden konnte. Und da sich ein gutes Büro für den Masterplan gewinnen liess, entstand in Wallisellen ein sehr kontrolliertes Stück gebaute Stadt, das in sich enorm stimmig ist. Das Problem aber ist die Differenz zum stark zerstückelten Land, welches das Richti wegen der Eigentümerstrukturen umgibt. In den nächsten 100 Jahren wird es ebenfalls umgebaut, es wird aber nie dieselbe Ausgangslage haben. Je klarer man also ein in sich kohärentes Stück Stadt baut, desto grösser wird auf der nächsthöheren Ebene der Entwicklung die Differenz zur umgebenden Stadtlandschaft. Ihr Ausdruck ist die für die Agglomeration symptomatische inselartige Raumentwicklung.

Kontrollierbar sind nur urbane Inseln, der Rest nicht.

Van Wezemael: Genau. Deshalb ist die Glattalbahn ein Exhibition-Shuttle, der von Station zu Station vorführt, welche Vorstellungen es im 21. Jahrhundert von Städtebau gibt. Dazwischen haben Sie eine Wirklichkeit mit einer Eigenlogik, und deshalb ist die Agglomeration der Raum der Ambivalenz par excellence.



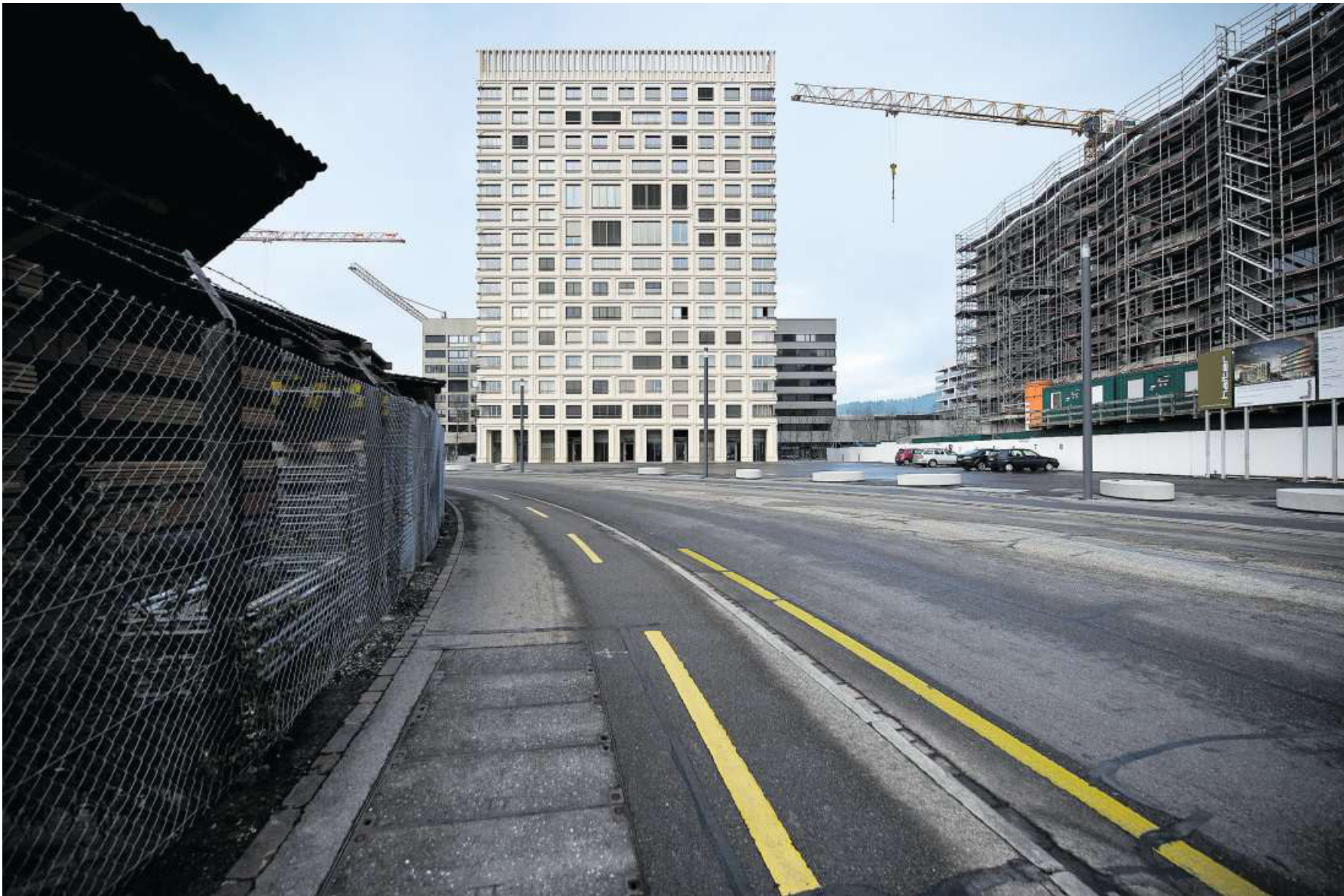
«Es sollte nicht mehr erlaubt sein, so wenig dicht zu bauen.»

Vittorio Magnago Lampugnani
Architekt und Professor an der ETH Zürich

und Bauträger vorgeben, immer falsch sind. Vor Jahren bauten wir eine kleine Siedlung in Österreich, bei Graz. Vorgehen war sie für ältere Leute, tatsächlich zogen fast nur junge Familien mit Kindern ein. Das war zwar eine schöne Überraschung, aber ich war auch sehr erleichtert, als sich unsere einfachen Wohnungen unter den neuen Bedingungen bewährten.

Weshalb setzen Sie auf klassische Stadträume mit Blockrand und Plätzen?

Lampugnani: Ein kompaktes, weitgehend neutrales Stück Stadt mit einer gewissen Robustheit hält alles aus. Wenn sich – was in der Stadt gang und gäbe ist – die soziale Durchmischung ändert, dann ist ein solches Stück Stadt in der Lage, das geschmeidig und souverän aufzunehmen. Im Unterschied zu den Siedlungen der Nachkriegszeit sind



Auch Strassen sind öffentliche Räume. Sie für die Bewohner attraktiv zu machen, ist eine zentrale Planungsaufgabe in den Agglomerationen.

ADRIAN BAER / NZZ

Daran werden wir nicht viel ändern können. Denn ausschlaggebend sind nicht die Wünsche einzelner Menschen, sondern die Dynamiken in einem System, das wir nie ganz kontrollieren können. **Lampugnani:** Sie haben die Dinge schön auf den Punkt gebracht, ich wäre aber nicht so resigniert. Beim Richti hatten wir das Glück eines relativ grossen Grundstücks, das einem einzigen Eigentümer gehört. Deshalb konnten wir etwas bauen, was immerhin ein Fragment einer Stadtidee darstellt. Die Anschlussunfähigkeit des Areals ist in der Tat ein Problem, und ich bin schon etwas konsterniert, dass weder die Gemeinde noch die Nachbarn unsere Angebote aufnehmen. Jeder machte etwas anderes und vermeintlich Neues. So reihen sich im Glatttal Extremsituationen wie Schaufenster aneinander, die nichts miteinander gemeinsam haben. Mit Planungspolitik hat das nichts zu tun.

Wo beginnt die Planungspolitik?

Lampugnani: In allen Städten, die uns gefallen, hat die öffentliche Hand wenigstens einige grundlegende Dinge festgelegt, zum Beispiel wie eine Strasse aussieht, wie sie verläuft, vielleicht sogar eine übergreifende Idee von Stadt. **Van Wezemael:** Einverstanden: Siedlungsentwicklung beginnt mit der Gestaltung des öffentlichen Raums. Es braucht Vorgaben, aber man muss sie politisch diskutieren und nicht den Experten überlassen.

Partizipation lautet das Zauberwort. Die Frage ist nur, was dabei herauskommt.

Van Wezemael: Ich hatte folgendes Schlüsselerlebnis: In einer Flughafen-gemeinde ging es darum, ein relativ grosses Areal zu verdichten. In einem ersten Treffen mit dem Gemeinderat präsentierte ich meine Vision und sprach sehr viel über städtebauliche Qualität. Am Ende der Sitzung sagte jemand: Sie haben uns nicht verstanden. Sie sprechen über Städtebau, aber wir sind ein Dorf. Mir wurde schlagartig bewusst, dass mir der Blick der Bewohner auf ihr Dorf, ihr Verständnis von Qualität völlig entgangen war. Erst als klar wurde, was die Leute bewahren wollten, war Entwicklung möglich.

Speckten Sie das Projekt ab?

Van Wezemael: Nein, wir erreichten sogar nahezu eine Verdreifachung der Dichte – nachdem wir auf Feld eins zurückgegangen waren und die Sicht der Bevölkerung einbezogen. Auch in der Programmation des Wettbewerbs war diese vertreten, erst danach waren die Architekten und Städtebauer am Zug. **Lampugnani:** Wenn die Leute sagen, wir wollen unser Dorf behalten, habe ich sehr viel Verständnis. Denn historische Dörfer sind attraktiv, und sie sind – wenn auch in einem anderen Massstab als die Stadt – durchaus dicht. Nicht der Hang zum Dorf hat unser urbanes Konzept zerstört, sondern die Vorstellung «my home is my castle», also der Wunsch nach einem Haus mit Garten, dessen Abstand zum Nachbarn möglichst gross ist. Früher waren dieser Wunsch und dessen Erfüllung nur ganz wenigen vor-

der Stadt, aussehen soll. Das lässt sich nicht aus der Summe der Partikularinteressen ableiten, dafür braucht es ein übergreifendes Konzept. Ein solches ist natürlich demokratisch zu legitimieren, weil die Strasse uns allen gehört. Den Leuten klarzumachen, dass vielleicht der Abstand zum Nachbarn etwas kleiner sein muss, damit die Strasse schöne Proportionen und eine gute Aufenthaltsqualität hat, ist jedoch schwierig. Deswegen bin ich für Autorenschaft im Städtebau. Die politisch-demokratische Diskussion ist im Vorfeld der Planung zu führen, aber dann muss man jemanden finden, der etwas von der Sache versteht, und ihn machen lassen.

Van Wezemael: Völlig einverstanden. Auch ich sehe klare Grenzen der Partizipation. Zu oft geht es darum, die Verfahren mit einer Teflonschicht zu überziehen, damit sie nicht angreifbar sind. Ein gewissenhafter Einbezug ist jedoch schwierig. Denn die meisten Leute können keinen Wohnungsgrundriss lesen, geschweige denn sich eine räumliche Vorstellung anhand von Siedlungsplänen machen. Das darf man ihnen aber nicht vorwerfen. Wir haben heute Alternativen zu Befragungen. Mit «social media mining» beispielsweise lassen sich Orientierungen, Verhaltensweisen und räumliche Praktiken auf der Basis von Daten aus den sozialen Medien aufarbeiten. Unterschiedliche Raumkonzepte und ihre Kostenfolgen können so als Planungsgrundlagen einfließen. **Lampugnani:** Wenn ich entwerfe, versuche ich mir natürlich vorzustellen, wie eine Strasse aussieht, wie gross die Häuser sind und wie sie im Raum stehen. Im Büro bauen wir Modelle und entwickeln Computersimulationen. Trotzdem bin ich, wenn die Strasse endlich realisiert ist, jedes Mal überrascht: Es ist nie genau so, wie ich es mir vorgestellt habe.

Ist es also besser, sich von den Architekten überraschen zu lassen?

Lampugnani: Ja und nein. Sofern man weiss, welche Bevölkerungsgruppen in ein Stadtquartier einziehen, ist es wichtig, herauszufinden, wie die Bewohner miteinander umgehen wollen, ob sie viel kommunizieren, ob sie sich zufällig treffen oder lieber ihre Ruhe haben, kurz:

wie sie leben wollen. Wie ich das dann architektonisch und städtebaulich übersetze, ist meine Verantwortung. Wie wohl alle Architekten möchte auch ich die Leute überraschen. Wir sind ja nicht einfach Handlanger oder Übersetzer, wir wollen mehr tun, nämlich etwas, was sich die Leute gar nicht vorstellen können. Wir wollen sie an die Hand nehmen und in eine Welt führen, in der sie sich verwundert wohl fühlen.

Van Wezemael: Diskussionen über Bordsteinkanten braucht es nicht, aber die Interaktionsmöglichkeiten der künftigen Bewohner gilt es zu eruieren. Dank der Verbreitung von Smartphones, Navigationssystemen und anderen urbanen Sensoren lassen sich unsere Städte mit einem digitalen Layer überziehen. Die Datenspuren, die durch Bewegung, Online-Aktivität und Transaktionen entstehen, geben Aufschluss über die von den Menschen bevorzugten Möglichkeiten der Interaktion. Die fehlende Belebung der Neubauquartiere hat eben sehr stark mit dem mangelhaften Verständnis grundlegender sozialer Zusammenhänge zu tun.

Auch die Rendite spielt eine Rolle. Wie planungspolitisch darauf reagieren?

Van Wezemael: Wenn man einen Platz will, muss man die Erdgeschossnutzungen in den Kalkulationen mit tiefen Flächenertträgen einsetzen. Wie Herr Lampugnani sagte, fehlt der Anwalt der öffentlichen Räume. Deshalb kann der Bauherr heute nicht einfach sagen, ich

kümmere mich nur um meine Erträge, alles andere interessiert mich nicht. Er muss auch überlegen, woher der Sauerstoff kommt. Die Möglichkeiten, damit Orte funktionieren, fallen nicht vom Himmel, man muss sie schaffen.

Lampugnani: Ist es nicht eine verkehrte Welt? Wenn man an einem Tisch sitzt mit einem Bürgermeister und einem Bauherrn, ist es zunehmend wahrscheinlich, dass der Bauherr irgendwann sagt: Ja, machen wir doch einen schönen Platz, der wertet auch meine Liegenschaft auf. Und dass der Bürgermeister fragt: Ist das mit der Ausnutzung vereinbar, sind wir dann noch im Rahmen? Wir hatten in Wallisellen das Glück eines klugen Bauherrn, der unseren zentralen Quartiersplatz sofort unterstützte und auch die Arkadenstrasse bewilligte.

Private sollen Plätze bauen, weil es die öffentliche Hand nicht schafft?

Lampugnani: Das ist nichts Neues. Die Londoner Stadterweiterung im West End im 17. und 18. Jahrhundert wurde ausschliesslich von privaten Investoren vorangetrieben. Sie schufen private Plätze, die sogenannten «squares», weil sie sich ausrechneten, dass der Wert der angrenzenden Liegenschaften steigen würde – was auch der Fall war. Denken Sie nur an Covent Garden oder St. James's Square. Ich wünsche mir aber auch Städte, darunter Zürich, die sich Plätze wie die Piazza del Campo in Siena leisten. Nicht nur zur Repräsentation, sondern als Ort, wo sich die Gemeinschaft selbst widerspiegelt und letztlich auch an sich selbst wächst.

Van Wezemael: Das ist ein grosses Thema, vor allem in der Agglomeration. Hier sind die Grenzen des Milizsystems spürbar – oft haben die Gemeinden ihre Hausaufgaben nicht gemacht. Weil die Kommunen unentschlossen sind, wie sie das Wachstum gestalten wollen, ist man als Investor oder Bauherr von grösseren Projekten oft in der Rolle desjenigen, der die Themen der Gemeindeentwicklung anstösst. Vor allem in kleineren Kommunen gehören dazu die Schulumplanung, Gesamtkonzepte oder Strategien zur Gestaltung der demografischen Alterung.

Wie sieht die Agglomeration in 20 bis 30 Jahren aus?

Lampugnani: Ich hoffe und denke auch, dass sich die Agglomerationen immer weniger von der Stadt unterscheiden werden. Weil die Menschen, die dort leben, es immer bewusster und kritischer tun. Weil sie zunehmend ungehalten sind über eine unterkühlte Wohnumwelt, die nur mehr reibungslos funktioniert. Weil sie auch für den Stadtrand jene Atmosphäre und Schönheit einfordern, die sie im historischen Zentrum der Stadt vorgeführt bekommen.

Van Wezemael: Viele bebaute Gebiete werden sehr viel dichter und städtischer sein, andere entwickeln sich etwa aufgrund von kleinteiligen Eigentumsstrukturen nur wenig. Sie bieten aber mit kleinräumigen Gärten ökologisch wertvolle Flächen. Frei- und Grünräume sorgen für eine Stadtlandschaft mit hoher Erlebnisdichte und Abwechslung. Und ein Effizienzsprung dank selbstfahrenden Autos lässt heute stark belastete Verkehrsräume als Orte mit hoher Aufenthaltsqualität aufblühen.

Moderation: Dorothee Vögeli



URSULA MEISER

«Oft haben die Gemeinden ihre Hausaufgaben nicht gemacht.»

Joris Van Wezemael
Wirtschaftsgeograf
und Portfoliomanager

behalten, den Aristokraten und dem Grossbürgertum. Dass nun alle darauf pochen, ist etwas ganz Neues und hat verheerende Folgen.

Sie setzen beide auf den öffentlichen Raum. Warum bleibt er auf der Strecke?

Lampugnani: Die öffentliche Hand nimmt ihre Aufgabe nicht mehr wahr, für das einzustehen, was in der Stadt gemeinschaftlich ist. Ausgangspunkt der Planung sind die Privatwohnungen, deren Qualität von den Eigentümern und den Mietern eingefordert wird. Aber es gibt keinen Anwalt mehr für die öffentlichen Räume.

Sind deshalb viele neue Plätze so trist?

Lampugnani: Die Gestaltung eines Platzes ist eine komplexe Aufgabe. Ich wäre bereits froh, wenn man festlegen würde, wie eine Strasse, das wichtigste Element

Zwei unterschiedliche Blickwinkel

vö. · Die NZZ wollte wissen, wie die Bewohner der Neubaugebiete in Dietikon, Wallisellen und Neu-Oerlikon ihre Umgebung wahrnehmen. Die Recherchen ergaben ein einheitliches Bild: Grundsätzlich fühlen sich die Bewohner wohl, mit der Belebung der neuen Quartiere harzt es aber. Über die Gründe, über planungspolitische Weichenstellungen und Konzepte diskutieren Vittorio Magnago Lampugnani und Joris Van Wezemael. Der 43-jährige Van Wezemael ist promovierter Wirtschaftsgeograf. Er ha-

bilitierte zum Thema Komplexität und Raumentwicklung an der ETH Zürich, wo er auch lehrt. Zudem ist er für Immobilien-Anlagestiftungen der Pensimogruppe tätig. Lampugnani ist 1951 in Rom geboren und studierte Architektur. 1980 eröffnete er ein Architekturbüro in Berlin, weitere Büros folgten in Mailand und Zürich. Lampugnani, der sich in zahlreichen Büchern mit Grundfragen zu Architektur und Städtebau auseinandersetzt, ist Professor für Städtebaugeschichte an der ETH Zürich.

Schon wieder wird mit Referendum gedroht

Die politischen Akteure ringen um Positionsbezüge zur Neuauflage der Unternehmenssteuerreform

Hansueli Schöchli

Die Verdauung braucht etwas Zeit. Nachdem die Reform der Firmensteuern vor knapp zwei Wochen an der Urne gescheitert war, hat die Konferenz der kantonalen Finanzdirektoren (FDK) auf diesen Freitag eine Plenarversammlung zwecks Diskussion der Lage einberufen. Es ging nicht zuletzt um mögliche Leitplanken für die Haltung der Kantone in der Ausmarchung um den «Plan B». Wer gehofft hatte, dass sich die Kantone schon auf Eckwerte für eine neue Vorlage einigen könnten, wurde enttäuscht. Es gab zwar ein Diskussionspapier mit Eckwerten, doch dieses entpuppte sich dem Vernehmen nach nicht als konsensfähig. Man könne nicht erwarten, dass die Kantone zwei Wochen nach dem Urnengang bereits wieder eine konsolidierte Haltung zum «Plan B» verabschieden, hiess es bei Beteiligten.

Entsprechend dünn war die Pressekonferenz nach der Versammlung in Bern. FDK-Präsident Charles Juillard, Finanzdirektor des Kantons Jura, deutete mit seiner Bemerkung über «Divergenzen» bzw. «Differenzen» das Grundproblem an, dass die einzelnen Kantone zum Teil sehr unterschiedliche Bedürfnisse in Sachen «Plan B» haben. Der Kanton Genf zum Beispiel setzt vor allem auf allgemeine Steuersenkungen und hat kein grosses Interesse an den neuen Steuerprivilegien, die im gescheiterten Reformpaket enthalten waren, da diese den stark betroffenen Genfer Handelsgesellschaften kaum nützen würden. Der Kanton Basel-Stadt hingegen ist mit dem vorgeschlagenen Privileg für Erträge aus geistigem Eigentum (Patentbox) zugunsten seiner Pharmaindustrie gut bedient und kann sich allgemeine Steuersenkungen ohne grosse Einbussen leisten. Der Kanton Zürich wiederum kann sich keine grossen allgemeinen Steuersenkungen leisten und wäre deshalb auf «billigere» Steuerprivilegien angewiesen, um gewisse mobile Tätigkeiten zu halten.

Ein verpöntes Symbol

Einig sind sich die Kantone beim Offensichtlichen, das FDK-Präsident Juillard verkündete: Man wolle rasch eine neue Vorlage, und man wolle keine Senkung der Bundesbeiträge an die Kantone. Juillard bekräftigte zudem, was nun fast zum Allgemeingut gehört: dass der vielkritisierte Abzug auf (fiktiven) Eigenkapitalzinsen politisch wohl kaum zu retten sein wird. Dies nicht etwa, weil der Abzug besonders «schlimm» wäre oder besonders viele Einbussen für den Fiskus brächte, sondern weil er dem breiten Publikum eher schwierig zu erklären ist und eine Art Symbol für das angeblich «überladene» Reformpaket geworden ist. Im Vorfeld hatte eine Handvoll von Kantonen starkes Interesse an diesem Instrument gezeigt – welches für die Kantone freiwillig gewesen wäre.

Uneinheitlich ist auch die Haltung der Kantone bezüglich Einschränkung der Patentbox und des Forschungsabzugs. Beide Instrumente haben mehrere Stellschrauben, die Verhandlungsspielräume geben.

Diverse Kantonsvertreter sagten, dass man gerne einmal die Vorschläge der Gegner der gescheiterten Vorlage hören würde. Einer der führenden Kritiker aus den Städten, der Zürcher Finanzvorstand Daniel Leupi, hatte ironischerweise den vielkritisierten Eigenkapitalzinsabzug nicht auf seiner Problemliste. Als Hauptprobleme bezeichnete er direkt nach dem Urnengang vielmehr die breite Ausgestaltung der Patentbox und des Forschungsabzugs, das Fehlen einer Umsetzungsverordnung durch den Bundesrat sowie den Mangel an kantonalen Geldern für die Städte.

Eine Erhöhung der kantonalen Dividendenbesteuerung bei grossen Firmenbeteiligungen dürfte die Zustimmung der meisten Kantone finden, doch die anvisierte Höhe (mindestens 60 Prozent der Normalbesteuerung? 65 Prozent? 70 Prozent?) gibt noch zu reden.

Vehementer Widerstand

Noch mehr zu reden gibt die Dividendenfrage bei gewissen KMU-Vertretern. Die Vereinigung von Schweizer Familienunternehmen mit gut 300 Mitgliedern meldete vehementen Widerstand («notfalls auch mit einem Referendum») gegen Pläne zur Erhöhung der Dividendenbesteuerung an. Ob ein solches Referendum Chancen vor dem Volk hätte, ist eine andere Frage.

Auch der Gewerbeverband kämpft mit dem Spruch «Hände weg vom Mittelstand» gegen eine Erhöhung der Dividendenbesteuerung. In der jüngsten Ausgabe seiner «Gewerbezeitung» spricht sich der Verband zudem für den Verzicht auf den Eigenkapitalzinsabzug und für Einschränkungen des Forschungsabzugs aus. Zudem erachtet er eine Einschränkung der Patentbox sowie eine Reduktion der Bundeszahlungen an die Kantone als diskutabel.



Hier soll dereinst das Wirtschaftsgebiet Wil West entstehen. Das vorbildliche Agglomerationsprogramm der Regio Wil stellt dazu genaue Regeln auf. Bild: Hanspeter Schiess, Urs Bucher

Vom Kellerkind zum Musterknaben

Architektur Agglomerationsprogramme sind hochkomplexe Planungsinstrumente mit einer grossen Schar an Beteiligten. Alleine geht so etwas nicht. Es braucht Kooperation, wie das Beispiel Wil West zeigt.

Caspar Schärer
ostschweiz@tagblatt.ch

Beim schnellen Lesen entstehen manchmal ungewollt eigenartige Wortschöpfungen. Da wird aus «Wil West» plötzlich «Wildwest» und sofort erscheinen vor dem inneren Auge Bilder aus Westernfilmen mit ruchlosen Typen, die sich mit Gewalt holen, was sie wollen. Gesetzlos und archaisch geht es aber nicht zu und her im Westen der Stadt Wil, ganz im Gegenteil. Eine 15 Hektaren grosse Wiese zwischen Autobahn und Schweizerbund soll dort dereinst überbaut werden – und das geht heute nicht mehr so einfach wie früher, denn die Zeit der Landnahme ist vorbei. Mit dem neuen Raumplanungsgesetz, das im März 2013 vom Schweizer Volk angenommen wurde, gelten neue Regeln. Zersiedelung ist nicht mehr so günstig zu haben wie bis anhin.

Das neue Regime betrifft an vorderster Stelle die Agglomerationen, also die Gebiete im nahen und fernen Umfeld der grösseren Städte. Hier lebt ein Grossteil der Schweizer Bevölkerung, und genau hier spielt sich das Drama des Bauens in verschärfter Form ab. Der Grund ist einfach: In den Städten gibt es kaum noch unbebaute Grundstücke, und weiter draussen auf dem Land fehlt oft die Dynamik für Investitionen.

Hier kommt einer allein nicht weiter

Bei der Wiese westlich von Wil – und damit kehren wir an unseren Schauplatz zurück – ist die Ausgangslage besonders kompliziert. Auf den Nenner gebracht: Es gibt hier zu viele Grenzen. Die hochgelobte Autonomie von Kantonen und Gemeinden steht an dieser Stelle der Entwicklung im Weg. Das Land liegt in einem Spickel des Gemeindegebietes von Münchwil, das wiederum zum Kanton Thurgau gehört. Die Stadt Wil ist eine Gemeinde im Kanton St. Gallen – die Kantonsgrenze verläuft 700 Meter westlich des Bahnhofs. Das betreffende Grundstück (auf Thurgauer Boden) gehört dem Kanton St. Gallen; es diente einst als Landreserve für die Psychiatrische Klinik Wil. Hier kommt einer allein nicht weiter. Kooperation ist gefragt. An

«Die hochgelobte Autonomie von Kantonen und Gemeinden steht an dieser Stelle der Entwicklung im Weg.»

dieser Stelle kommen die Agglomerationsprogramme ins Spiel. Hinter dem etwas umständlichen Begriff verbergen sich hochkomplexe Studien, Auswertungen, Prognosen und Projekte, die als dicke Papier- und Datenbündel in Bern beim Bund eingereicht werden können. Sie sind ein Förderinstrument des Bundes; sechs Milliarden Franken aus dem Infrastrukturfonds stehen seit 2005 über einen Zeitraum von zwanzig Jahren für Agglomerationsprojekte zur Verfügung. Vor zwei Wochen befürworteten die Schweizer Stimmbürgerinnen und -bürger mit grosser Mehrheit einen neuen Nationalstrassen- und Agglomerationsverkehrs-Fonds, der die Finanzierung der Agglomerationsprogramme über das Jahr 2027 hinaus sicherstellen soll. Die Gelder müssen nur noch abgeholt wer-

den. Es gibt allerdings einen Haken: Der Bund spendet nicht einfach das Geld, sondern er beteiligt sich nur an den Kosten. Ausserdem knüpft er die Gabe an qualitative Bedingungen. Die eingereichten Projekte müssen gut sein, sogar sehr gut. «Gut» meint zunächst einmal die Verbindung von Infrastruktur- mit der Siedlungsplanung. Die Erkenntnis, dass es sich hierbei um «kommunizierende Röhren» handelt, ist relativ neu. Eine Umfahrungsstrasse zum Beispiel ist nicht nur ein Verkehrsbauwerk, sondern hat weiträumige Auswirkungen. Autoverkehr verlagert sich bekanntlich sehr schnell, und neue Kapazitäten schaffen an anderen Stellen neue Engpässe.

Solidarität unter Gemeinden

Ausgerechnet eine Umfahrungsstrasse zur Entlastung des Zentrums von Wil stand am Ursprung des aktuellen Agglomerationsprogramms, das im Dezember 2016 in Bern eingereicht wurde. Treibende Kraft dahinter ist die Regio Wil, die 2011 aus der 1972 gegründeten Interkantonalen Regionalplanungsgruppe Wil hervorging. Sie umfasst 22 Gemeinden, 13 davon im Kanton Thurgau, 9 im Kanton St. Gallen. Rund 114 000 Menschen leben in diesem Einzugsgebiet. Bei ihrer Eingabe zum Agglomerationsprogramm der ersten Generation musste die damalige Regionalplanungsgruppe schmerzhaft erfahren, was der Bund unter «Qualität» versteht. Das Projekt für die Umfahrungsstrasse mit Autobahnanschluss Wil-West war zu einseitig auf den Autoverkehr ausgerichtet; es gab deshalb keine Unterstützung. Das im Dezember eingereichte Programm der dritten Generation ist nun ganz anders aufgegleist – es

gilt sogar schweizweit als Pionierprojekt. Wie wurde aus dem Kellerkind ein Musterknabe? Zunächst einmal stellten die beteiligten Kantone und Gemeinden das Verkehrsprojekt der Umfahrungsstrasse in einen wesentlich grösseren Zusammenhang. Es wurde verknüpft mit der Standortentwicklung des Kantons Thurgau, die neu auf konzentrierte Wirtschaftszonen an optimal erschlossenen Lagen setzt. Wil West gehört dazu – sofern die Gleise der Frauenfeld-Wil-Bahn verlegt und eine neue Haltestelle eingerichtet wird. Und wenn ein Autobahnanschluss kommt, der allerdings von zahlreichen flankierenden Massnahmen begleitet wird, die bis in die kleinsten Dörfer der Region Wil reichen. Der so genannte Entwicklungsschwerpunkt soll zu einem erheblichen Teil auf der Wiese im Westen Wils gebaut werden. Bis zu 2000 Arbeitsplätze könnten dort entstehen. Die beteiligten Gemeinden verpflichteten sich, kein eigenes Gewerbe-land mehr einzuzonen, sollte Wil West realisiert werden. Eine derart starke Solidarität unter den Gemeinden und über die Kantonsgrenzen hinaus ist für die Schweiz in der Tat ungewöhnlich.

Inzwischen gibt es einen Masterplan, in dem ein Strassennetz vorgeschlagen ist; die einstige Umfahrungsstrasse, der Autobahnanschluss und die neue Haltestelle sind darin integriert und alles greift ineinander. Darüber hinaus wurde die

ganze Region gründlich durchleuchtet und ein grosser Strauss an weiteren Massnahmen vorgeschlagen. Jetzt ist es tatsächlich ein umfassendes Gesamtpaket, das an vielen Orten in der Region Wirkung entfalten und den Standort stärken wird. Entscheidend ist wahrscheinlich, dass die neue Trägerschaft ein grosses Gewicht auf die Kommunikation legt, nach innen wie auch nach aussen. In unzähligen Besprechungen mit Interessierten wurden die Projekte wieder und wieder diskutiert und angepasst. Eine von allen Gemeinden und den beiden Kantonen unterzeichnete «Charta Gebietsentwicklung Wil West» unterstreicht den gemeinsamen Willen einer ganzen Region. Das eng gefasste Gärtchendenken wurde überwunden.

Etwas Kritik muss aber zum Schluss trotzdem sein. Sowohl der Infrastrukturfonds wie auch der neue Nationalstrassen- und Agglomerationsverkehrsfonds bleiben letztlich das, was sie beschreiben: Kassen für den Verkehr, sei es nun mit dem Auto oder mit Bahn oder Bus. Die Agglomerationsprogramme – gerade dasjenige für Wil West – sind Schritte in die richtige Richtung, aber sie genügen nicht. Nach wie vor bleibt die Infrastrukturplanung dominierend. Erst mit einem völlig neu gedachten Fonds, der sich stärker an Städtebau und Nutzern orientiert, ist tatsächlich ein Umbau der Agglomeration zu einer «Schweiz von morgen» möglich.

Gutes Bauen Ostschweiz

Das **Architektur Forum Ostschweiz** engagiert sich mit Veranstaltungen und Vorträgen für die Baukultur in der Ostschweiz. Zu den Fixpunkten gehört die «Auszeichnung Gutes Bauen Ostschweiz»: Vertreter der Fachverbände wählen diskus-

sionswürdige Bauwerke aus, unabhängige Fachjournalisten berichten darüber. Unsere Zeitung illustriert und veröffentlicht diese Texte in loser Folge. (red)

www.tagblatt.ch/architektur



Land der Grenzen: Der Geldautomat steht im Kanton St. Gallen, der Autohändler im Kanton Thurgau. Bild: Hanspeter Schiess

Nach Schiffbruch richten es Private

Arbon · Das Parkraumkonzept von 2006 ist Makulatur. Zwei Parkhausprojekte im erweiterten Altstadttrayon mit 550 Plätzen sind aufgegeben worden, eines liegt auf Eis. Die Eigentümer des Saurer-Areals springen in die Bresche.

Max Eichenberger

Die ZiK Immo AG startete im alten Sauer-Werk 1 mit dem Bau einer Sammelgarage mit 280 Plätzen. Und erweist dem gesamten Städtli einen Dienst. In der Altstadt sind Parkplätze rar. So ist das Angebot für Kunden und Besucher in unmittelbarer Umgebung der Geschäfte und Einrichtungen knapp. Ausserhalb der Saison gibt es wohl Parkplätze am See beim Schwimmbad und beim Seeparksaal. Sie befinden sich allerdings in einiger Distanz zum Zentrum. Zudem fehlen ausreichend Abstellplätze für Fahrzeuge von Anwohnern – ein Problem, das sich verschärft hat. Wer im Städtli arbeitet, ist davon ebenfalls betroffen. Beim Fischmarktplatz und beim Pfarreizentrum gibt es privat erstellte Tiefgaragen. Weitere Parkhäuser hätten den Bedarf abdecken und teilweise auch Ersatz für aufgehobene Parkierflächen schaffen sollen. So war es in einem Parkierraumkonzept der Stadt angedacht worden– 2006. Die Idee dahinter: den öffentlichen Raum zu «entschlacken», neu erlebbar zu machen und den ruhenden Verkehr in den Untergrund zu kanalisieren.

Projekte nicht über das Reissbrettstadium hinaus

Drei Projekte, davon zwei private mit städtischer Beteiligung, an beiden Toren der Altstadt und am See, hat es gegeben. Dies als Teil eines Gesamtkonzeptes für das ganze Gemeindegebiet. Doch allesamt haben sie das Reissbrettstadium nicht überdauert. 2007 hatte die Stadt mit der Genossenschaft Migros Ostschweiz (GMO) eine Beteiligung in Höhe von einer Million Franken an die Kosten von 8 Millionen Franken für eine doppelstöckige Tiefgarage mit 250 Plätzen beim «Metropol» vereinbart. Doch die Migros gab die Pläne bald auf. Die geologischen Verhältnisse hätten den Bau exorbitant verteuert, lautete die Begründung. Daran scheiterte auch das 35-Millionen-Projekt der Hotelerweiterung. Die GMO zog das Projekt zurück – und wurde mit HRS handelseinig. Die jüngere Geschichte mit der Hängepartie ums «Metropol» und das HRS-Projekt Riva ist bekannt.

Eine 2008 ausgearbeitete Projektstudie für eine städtische Parkinganlage unter Beteiligung von Investoren beim Engelplatz (zwischen Bahnhofstrasse und Jakob-Züllig-Park) gedieh ebenfalls nicht weiter. Erst war die Rede von 300 Plätzen, später von 180. Die geologischen Gegebenheiten erwiesen sich indes auch hier als Handicap. Möglich gewesen wäre höchstens ein Untergeschoss. Zwei Decks über Terrain hätten hohe architektonische Ansprüche gestellt. Einen geplanten Projektwettbewerb schrieb der Stadtrat nie aus, weil er an der Wirtschaftlichkeit zweifelte.

Seit mehr als vier Jahren mittlerweile herrscht beim Römerhof Funkstille. Ein Überbauungsprojekt mit Tiefgarage auf dem Areal hinter dem Römerhof-Gebäude war wegen der wuchtigen Kubaturen auf vehementen Widerstand gestossen. Dieser gipfelte in einer Petition mit 900 Unterschriften. Die Stadt Arbon hätte sich gegen die Abtretung eines Landstreifens einen Anteil unterirdischer Abstellplätze gesichert.

Altlastensanierung gestaltet sich aufwendiger

Jetzt macht dafür mit der ZiK Immo AG ein privater Investor vorwärts. Die Eigentümerin des ehemaligen Saurer-Werks 1 hat mit dem Bau einer doppelstöckigen Sammelgarage begonnen. 200 Abstellplätze im hundert Meter langen Grundgeschoss, das in das natürliche Gefälle gelegt wird, sind laut ZiK-Miteigentümer Konradin Fischer für Areal-Mieter vorgesehen. Im oberen Parkdeck würden 80 öffentliche Plätze für temporäre Städtli-Besucher erstellt. Im Vorsommer 2018 sollen sie zur Verfügung

stehen. Aufwendiger als vorgesehen gestaltet sich die Altlastensanierung. Das Erdreich, das im oberen Bereich abgetragen werden muss, ist als Folge der industriellen Nutzung des Geländes stärker als angenommen belastet. Beim Aushub wird die Schadstoffkontamination analysiert, bevor das Material der Spezialentsorgung zugeführt wird. «Wir hoffen aber trotzdem, dass wir den Baufahrplan einhalten können», sagt Fischer.

Der Aargau will die Ostschweiz beerben

Richard Clavadetscher

Landesausstellung · Nachdem die Ostschweizer sich gegen eine Landesaustellung ausgesprochen haben, will nun der Aargau in die Bresche springen. Doch das Projekt steht nicht allein: Initiiert von Zürich, planen zehn Städte exakt dasselbe.

«Svizra27» heisst das Projekt einer Landesausstellung in der Nordwestschweiz. Ein rätoromanischer Name für eine Landesausstellung abseits des Bündnerlandes? Was auf den ersten Blick befremdlich wirkt, erschliesst sich auf den zweiten: Rätoromanen sind uns bekanntlich lieb und teuer – vor allem teuer, was schon der stete Fluss von «Subvenziuns» nach rätisch Bünden belegt. – Lieb und teuer: dies muss der Bevölkerung auch eine Landesausstellung sein, wenn sie denn zustande kommen will. Den Ostschweizern war sie es bekanntlich nicht: Die Thurgauer und St. Galler verwarfen die Idee in Planungskredit-Abstimmungen Mitte vergangenen Jahres.

Im Aargau aber herrscht Zuversicht. Nur wenige Tage nach dem Scheitern des Ostschweizer Projekts versicherte der rührige Aargauer Gewerbeverbandspräsident Kurt Schmid unserer Zeitung, er werde nun ein Projekt wiederbeleben, das er aufgeben musste, weil es zu spät kam: Bund und die Konferenz der Kantonsregierungen hatten sich bereits für das Ostschweizer Vorhaben ausgesprochen.

Schmid hat Wort gehalten: Gestern präsentiert er sich in Brugg den Medien samt Grundkonzept für eine Landesausstellung in neuer Funktion, nämlich als «Präsident des Vorstands des Trägervereins Svizra27».

«Svizra27» soll unter dem Motto «Mensch – Arbeit – Zusammenhalt» stehen und damit «den Besuchern eine Auseinandersetzung mit dem Berufs- und Geschäftsalltag» ermöglichen. Laut Schmid steht die Zahl 27 «für den Bund und die 26 Kantone», sie «kann» (Schmid) zudem «für das Durchführungsjahr 2027 stehen».

Hearings mit Bevölkerung

Die Idee hat prominente Unterstützer: SP-Ständerätin Pascale Bruderer gehört ebenso dazu wie die Nationalräte Sylvia Flückiger (SVP) und Thierry Burkart (FDP). Neben dem Gewerbeverband ist zudem die Aargauische Industrie- und Handelskammer mit von der Partie.

Die Promotoren wollen nun in einem nächsten Schritt mit den Nordwestschweizer Kantonen Gespräche führen und sie mit ins Boot holen. Des Weiteren soll ein Grobkonzept ausgearbeitet und der Aargauer Bevölkerung vorgelegt werden. Sie soll sich hernach in Hearings dazu äussern und allenfalls Verbesserungsvorschläge machen. Schmid nennt das «Bottom-up-Prinzip». Die für die Ideenfindung notwendigen finanziellen Mittel stellt der Trägerverein zur Verfügung.

Laut Schmid soll sich das Aargauer Projekt von bisherigen Landesausstellungen insofern unterscheiden, als es «die Kantone organisatorisch in die Realisierung» einbindet: Wie an einer Weltausstellung sollen sie sich an der Aargauer Landesausstellung präsentieren können – und diesen Auftritt auch selber berappen.

Nach dem Ende des Ostschweizer Projekts sind die Aargauer mit ihrer Idee einer Landesausstellung indes nicht allein. Bereits Anfang November vergangenen Jahres präsentierten zehn Schweizer Städte, darunter Luzern und St.Gallen, die von der Zürcher Stadtpräsidentin Corine Mauch initiierte Idee einer Städte-Expo über alle Landesteile und Sprachgrenzen hinweg. Im Frühjahr soll das Konzept präsentiert werden.

Die Städte als «Geburtsstätten, Brennpunkte und Treiber gesellschaftlicher Entwicklungen» seien wie geschaffen dafür, stünden sie doch «nahe am Puls von Megatrends und auch von drängenden gesellschaftlichen Fragen wie Demographie, Mobilität und digitale Vernetzung».

Da Stadt und Kanton St.Gallen die Landesausstellung verworfen hatten, musste sich der St.Galler Stadtpräsident Thomas Scheitlin darauf prompt aus SVP-Kreisen «Missachtung des Volkswillens» vorwerfen lassen. Denn die SVP hatte die Ostschweizer Landesausstellung bekämpft.

Kritik von dieser Seite dürfte den Aargauer Promotoren immerhin erspart bleiben, haben sie doch vorausschauend schon mal SVP-Nationalrätin Sylvia Flückiger zur Vizepräsidentin des Trägervereins gemacht.